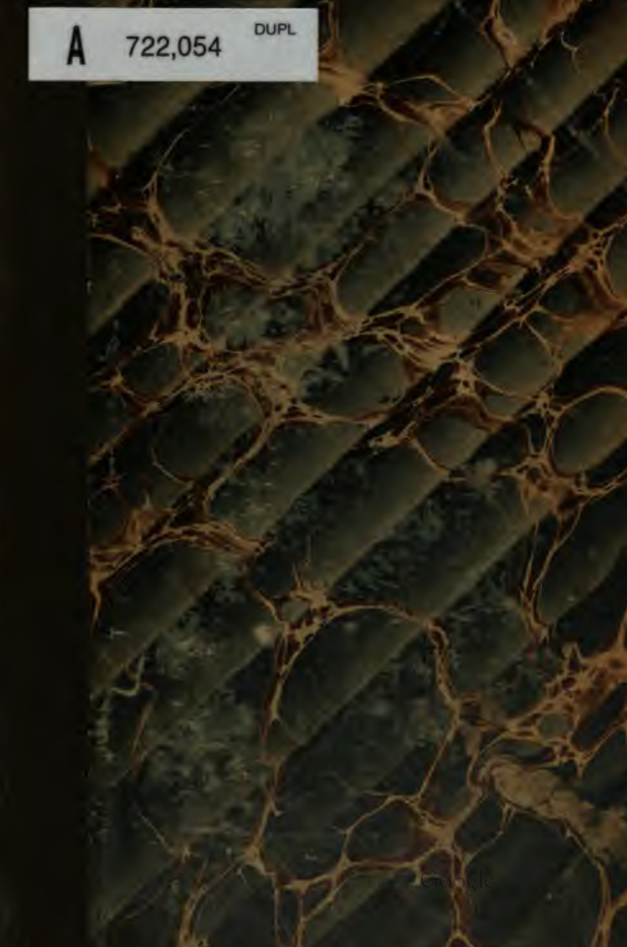


THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Ingénue.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Elftes bis vierzehntes Bändchen.



Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1855.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

LI.

Der Jardin du Roi.

Der Jardin du Roi, der, glaube ich, zur Zeit der Revolution den Namen Jardin des Plantes angenommen hat, war damals viel weniger besucht, als er es in unseren Tagen ist.

Einmal hatte Paris ein Drittel Einwohner weniger, was schon ein Grund wäre, daß sich ein Drittel Spaziergänger weniger eingefunden hätte.

Sodann waren die Thiere minder zahlreich und zogen folglich nicht die Aufmerksamkeit an wie heute.

Vielleicht gab es auch, wie heute, einen Bären Namens Martin, der Kuchen und das Gnadenbrod fraß: es hat zu jeder Zeit einen Bären Namens Martin gegeben.

Aber es gab nicht die prächtige Sammlung von Hyänen und Schakals, welche wir unserer Eroberung in Africa verdanken, und die durch ihre interessanten Varietäten nicht nur alle Varietäten der anderen Arten, sondern sogar alle anderen Arten selbst zu ersetzen droht.

Es war auch nicht die poetische, schmachtende, melancholische Giraffe da, deren Lob, obgleich er

sich vor mehreren Jahren ereignet hat, noch ein frischer Schmerz für die Stammgäste vom Jardin du Roi unserer Tage ist. Sie war nicht nur nicht da, sondern die Gelehrten, diese großen Leugner aller Dinge, leugneten die Giraffe und setzten den Kamelo-parden unter die Zahl der fabelhaften Thiere von Herodot und Plinius, wie den Greif, das Einhorn und den Basilisk.

Es fanden sich weniger Neugierige, Besucher und Spaziergänger im Jardin du Roi von jener Zeit ein, als man im Jardin des Plantes unserer Tage trifft.

Vom Morgen des beseligenden Tages, der zwei Liebende wiedervereinigen sollte, fiel einer von den hübschen, kleinen, zarten Regen, welche die Müßig-gänger verhindern, die Alleen der öffentlichen Gär-ten zu versperren, glücklicher Weise aber nicht genügen, um die Verliebten vom Plaudern, die Jäger vom Marschiren und die Fischer vom Auswerfen ihrer Angelleinen abzuhalten.

Ein reizendes Wetter im Frühling, da es um diese Zeit des Erwachens der Natur allen Sinnen Ausströmungen und Erinnerungen zusendet; ein Wetter, das den Wohlgeruch dem Blätterwerk wie-dergibt und die grünen Rasen unter dem Fuße der Wanderer aufrichtet. Ein trauriges, verdrießliches Wetter im Herbste, da es in keiner Hinsicht an die blonde Göttin der Ernten und an die Gluth der Julisonne erinnert, sondern im Gegentheile die zu-künftigen Trübseligkeiten des Winters verkündigt; ein trauriges, verdrießliches Wetter, weil es die letz-ten Blätter von ihren gelben Zweigen reißt und die

Erde durchnäßt, in der der schmutzige, gewichtige Eindruck vom Fuße des Vorübergehenden zurückbleibt.

Ingénue ging zur genannten Stunde aus, nahm ihren Fiacre zur genannten Stunde; doch so pünktlich sie war, Christian war noch pünktlicher gewesen, und er wartete schon zwei Stunden, als sie ankam.

Er ging um elf Uhr ab, denn er besaß nicht die Stärke, erstickend in seinem Zimmer zu bleiben, bis die Pendeluhr die Gefälligkeit hatte, ihm die Zeit zu schlagen, zu der er abgehen sollte, und obschon sein Fiacre, nach der Gewohnheit dieser schätzenswerthen Fuhrwerke, eine Stunde vom Faubourg Saint-Honoré bis zum Jardin du Roi gebraucht hatte, war er nichtsdestoweniger zwölf Minuten nach Mittag eingetroffen, wodurch er eine Stunde und achtundvierzig Minuten bis zu dem Augenblicke, wo Ingénue erscheinen sollte, zu warten hatte.

Und dies vorausgesetzt, Ingénue werde auf den Schlag zwei Uhr erscheinen; — was fast unmöglich, da sie erst auf den Schlag zwei Uhr vom Hause von Herrn Réveillon abgehen sollte.

Am Ziele seiner Reise angelangt und überzeugt, er werde zwei Stunden warten müssen, erreichte Christian die einsamen Baumgruppen, unter deren Schatten der feine, unmerkliche Regen sich keinen Durchgang machen konnte; er fiel also auf die Blätter, welche dichter auf den Kastanienbäumen, als auf den anderen Bäumen, weil diese Bäume, aneinander gedrängt, sich eine gegenseitige Unterstützung boten, unten alle ihre Arome concentrirten und kein feuchtes Theilchen entschlüpfen ließen.

Es machte sich höchstens ein durch hundert andere vergrößerter Wassertropfen schwer genug, um am undurchsichtigen Gewölbe herabzugleiten und auf den Sand zu fallen, wo er sein Loch grub, ein Bild der Zeit, welche die Alter gräbt.

Christian schaute von fern durch die Gitter jeden Fiacre an, der vor diesen Kuchen-, Obst- und Siruphändlern hielt, welche sehr zahlreich geworden, seitdem sie Concessionen vom Portier Seiner Majestät gekauft, — vom einzigen Eigenthümer des Rechtes, Erfrischungen im Innern zu verkaufen.

Endlich erschien der ersehnte Fiacre: er war grün wie ein Apfel der Normandie, von einem Grün, um einen Coloristen beben zu machen, von jenem Grün, das man auf eine Meile unter den Bäumen des Monats Juni erblicken würde, die doch darauf Anspruch machen, für grün zu gelten.

Ingénue stieg aus dem Fiacre, der rosigen Göttin ähnlich, welche die Pforten des Ostens öffnet; sie hatte ein frisches Kleid, frisch von ihrer Aussteuer genommen. Dieses Kleid war von schwarzem Taffet und ganz voll von Ruchen und seidenen Knötchen: sie trug auf dem Kopfe einen perlgrauen Hut mit schwarzen und aurorfarbigen Bändern; sie hatte Schuhe mit hohen Absätzen, und bei Alle dem eine von den Tournuren, welche das Auge der jungen Leute und der Greise anziehen, der jungen Leute aus Hoffnung, der Greise aus Erinnerung.

Und als sie hinlief, um die Baumgruppe zu erreichen, wo sie schon ihren Geliebten erblickt hatte, glich sie, obwohl sie die Augen niedergeschlagen hielt oder vielmehr sich das Ansehen gab, als hielte sie

dieselben niedergeschlagen, einer von jenen schönen Waldgottheiten, welche die Mythologie nie so wollüstig mit ihrer Nacktheit gekleidet hat, als Baucher, Vanloo und Watteau mit ihren bauschigen, zerknitterten Gewändern.

Christian, als er sie ihm entgegenlaufen sah, lief ihr entgegen.

Beide trafen zusammen und nahmen sich bei der Hand; Niemand war da, um ihnen dieses Recht streitig zu machen: es regnete, wie gesagt, genug, um die Müßigen zu entfernen.

Doch kaum hatten sie sich bei der Hand genommen, als Christian die Veränderung bemerkte, welche in den Zügen von Ingénue vorgegangen war, und Ingénue die, welche sich in den Zügen von Christian gebildet hatte.

Christian bleich von der Aufregung, bleich noch von seiner Wunde; Ingénue bleich durch die Nothwendigkeit, sich zur Frau und zur Hauswirthin zu machen, während sie noch nicht aufgehört hatte, Mädchen zu sein; — eine traurige Nothwendigkeit, seit dem vorhergehenden Tage unter dem heißen Winde des ehelichen Ungewitters ausgekrochen.

Nachdem sie sich lebhaft, verliebt, glühend angeschaut, wandten sie sogleich ihre Blicke von einander ab.

Ihre Geschichte erschreckte sie eben so sehr als ihr Gesicht.

Christian, der mit allen tollen Einfällen des Herrn Grafen von Artois gekommen, war ganz erstaunt, als er in dieser jungen Frau nur einen Gegenstand trüber Reflexionen sah.

Und sie, trotz ihres heiteren Putzes, ihrer Frauenmiene und der Dreistigkeit dieses ihrem Geliebten in freier Luft gegebenen Rendez-vous, blieb plötzlich unschlüssig, stumm, zitternd und nicht wissend, wo sie anfangen sollte, stehen.

Christian nahm sie, wie gesagt, bei der Hand und führte sie in den dunkelsten Schatten.

Hier, glaubte er, würde sie noch mehr ihm gehören, weil sie Niemand sehen konnte.

Beide setzten sich auf eine Bank, oder Ingénue sank vielmehr auf eine Bank und Christian setzte sich zu ihr.

Wie in Francisca von Remini von Dante, wo die Frau erzählt und der Mann weint, wagte es Christian nicht, das Gespräch in Angriff zu nehmen und ließ Ingénue zuerst reden.

„Sie sind da," sagte sie mit dem bezeichnendsten Tone, und dieser Ton drückte zugleich einen Vorwurf und guten Morgen aus.

„Ah! warum haben Sie mich nicht früher gerufen, Madame!" sprach Christian.

„Und wann dies?"

„Vorgestern, zum Beispiel."

„Vorgestern?" erwiederte Ingénue. „Das war wie vor einer Woche, wie vor einem Monat . . . Ach! Herr Christian hatte mich vergessen, verlassen!"

„Oh! das konnten Sie glauben?" rief er.

„Ei!" versetzte die junge Frau mit Thränen in den Augen, „ich habe es wohl gesehen, wie mir scheint."

„Wie!" fragte er, „wissen Sie nicht, was mich von Ihnen entfernte?"

„Ihr Wille wahrscheinlich, oder, was noch schlimmer, Ihre Laune."

„Mein Gott!“ rief der Page, „bin ich nicht unglücklich genug?“

Und sich an Ingénue wendend:

„Sie sehen meine Blässe! Haben Sie denn nicht bemerkt, daß ich noch hinke und ohne diesen Stock kaum gehen könnte?“

„Oh! mein Gott! was ist Ihnen denn begegnet?“

„Es ist mir begegnet, daß ich eine Kugel in den Schenkel bekommen habe und beinahe gestorben wäre. Einen Fuß höher, und ich war sehr glücklich, denn ich hätte die Kugel in die Brust bekommen, und ich war todt.“

„Wie!“ rief sie, „der verwundete junge Page, von dem die Zeitungen gesprochen? . . .“

„Das war ich, Madame.“

„Ah! und mein Vater hat mir das verborgen: er hat es mir nicht nur verborgen, sondern er hat sogar das Gegentheil behauptet.“

„Er wußte es doch wohl, da er mich hat fallen sehen,“ sprach Christian; „er, den mein letzter Blick anflehte, ehe ich das Bewußtsein verloren hatte; denn ich sah ihn, als ich fiel, und ich hätte beinahe zu ihm gesagt: „„Versichern Sie ihr, daß ich sie liebend sterbe!““

„Mein Gott!“ rief Ingénue.

„Denn in diesem Augenblicke hoffte ich, ich sei so schwer verwundet, daß ich daran sterben werde,“ fügte Christian bei.

Und diese Worte sprechend, wandte er sich ab, um vor Ingénue die Thränen zu verbergen, die in seinen Augen rollten.

„Aber,“ fragte sie, „warum haben Sie mir denn

als Sie wieder zu sich gekommen waren, nicht geschrieben? warum haben Sie denn nicht Mittel gefunden, mir Nachricht von sich zu geben?"

„Einmal, weil ich es nach dem, was zwischen Ihrem Vater und mir vorgefallen, nicht wagte, unser Geheimniß irgend Jemand anzuvertrauen; weil ich acht Tage lang nicht sprechen konnte; weil ich einen Monat lang nicht schreiben konnte; sobald ich es aber konnte, that ich es."

„Ich habe keine Briefe empfangen," erwiederte Ingénue mit einem Seufzer und den Kopf schüttelnd.

„Ich begreife es, denn die zwei Briefe, die ich Ihnen geschrieben, hier sind sie."

Und er zog die zwei Briefe aus seiner seidenen Weste und reichte sie Ingénue.

Ingénue befragte Christian mit dem Blicke.

„Ich habe es nicht gewagt, sie auf die Post zu geben, ich habe es nicht gewagt, sie einem Commissionär zu geben, ich habe es nicht gewagt, sie einem Freunde anzuvertrauen. Ich befürchtete, sie könnten Ihrem Vater in die Hände fallen oder Sie einem Fremden gegenüber compromittiren. Sie sehen wohl, daß ich, wenn ich strafbar, es aus zu viel Ehrfurcht für Sie gewesen bin."

Christian bot Ingénue fortwährend die zwei Briefe dar, die sie nicht zu nehmen wagte.

„Lesen Sie," sagte Christian, „und Sie werden sehen, ob ich schuldig bin."

Ingénue begriff aber, läse sie, so würde der junge Mann seinerseits nicht verfehlen, auf ihrem Gesichte die verschiedenen Eindrücke zu lesen, die sie

empfände, und sie fühlte sich ihrer nicht sicher genug, um diese Probe auszuhalten.

Sie schob sachte die Hand von Christian zurück und sagte:

„Das ist unnöthig."

„Nein," entgegnete Christian: „Sie haben an mir gezweifelt, Sie können noch an mir zweifeln... Geschähe je dieses Unglück, so öffnen Sie diese Briefe und lesen Sie dieselben, — Sie werden dann überzeugt sein."

Ingénue hatte große Lust, die Briefe zu lesen; nur brauchte sie einen Grund, um sie zu nehmen: da ihr dieser Grund nun gegeben war, so benützte sie ihn.

Dem zu Folge nahm die junge Frau die Briefe aus der Hand von Christian und steckte sie in ihr Leibchen.

„Ah! ich vermuthete es wohl!" sagte Ingénue.

„Wie so?" fragte Christian freudig.

„Ich vermuthete es so sehr, daß ich, als ich Herrn Santerre hatte sagen hören, dieser verwundete Page sei nach dem Marstalle von Artois gebracht worden, selbst hingehen und mich erkundigen wollte."

Und nun erzählte ihrerseits, auf die dringenden Bitten von Christian, die junge Frau, wie sie eines Abends um vier Uhr vom Hause der Rue des Bernardins weggegangen; wie ihr ein Mann mit häßlichem Gesichte gefolgt sei; wie sie sich fliehend verirrt habe, und wie sie in dem Augenblicke, wo er den Arm nach ihr ausgestreckt, durch ein kühnes Mädchen Namens Charlotte von Corday Beistand erhalten und vertheidigt worden sei.

„Ah!“ murmelte Christian mit einem Seufzer, „das stand da oben geschrieben!“

„Doch Alles dies,“ sprach Ingénue, „Alles dies sagt mir nicht, warum ich Sie erst in jener entsetzlichen Nacht wiedergesehen.“

„Oh!“ erwiederte Christian, „das ist ganz einfach: ich konnte erst an Ihrem Hochzeittage wieder ausgehen. Ich wußte nichts von allen den Ereignissen, die sich um Sie her drängten, während ich auf meinem Schmerzenslager ausgestreckt war. Ich begab mich geraden Weges nach der Rue des Bernardins: Sie waren nicht mehr da. Ich erkundigte mich, man sagte mir, Sie wohnen im Faubourg Saint-Antoine; über das Haus unterrichtet, gelangte ich vor die Thüre. Es war Abends um elf Uhr; die Fenster waren erleuchtet. Ich fragte, aus welchem Anlaß dieses Geräusch von Instrumenten und dieses festliche Aussehen; da erfuhr ich Ihre Heirath. ... Ah! Ingénue, der Blitz über meinem Haupte, ein Abgrund zu meinen Füßen hätten mich weniger erschreckt! ... Ich wartete, ich sah Auger herauskommen, ich sah ihn mit einem Unbekannten sprechen, ich sah, wie Alles erlosch, ich sah den Unbekannten eintreten, ich sah ihn wieder herausgehen, ich warf mich ihm entgegen, ich wollte ihn tödten, ich riß ihm seinen Mantel ab, ich erkannte ihn: es war der Graf von Artois!“

„Unwürdiger Prinz!“ sagte Ingénue.

„Oh! nein, nein, Ingénue, glauben Sie das nicht: der Prinz ist im Gegentheile der Edelmüthigste der Menschen.“

„Ah! Sie vertheidigen ihn?“

„Ja, denn er hat mir die glückliche Kunde mitgetheilt, welche bewirkte, daß ich zu dieser Stunde nicht todt oder wahnsinnig bin: die Kunde, daß Sie heute so frei sind, als gestern, als vorgestern, als vor einem Monat. Oh! guter, theurer Prinz, ich segne ihn hiefür eben so sehr, als ich ihn verflucht habe; ja, denn er hat mir gesagt, Sie seien immer noch meine Braut, und nicht die Frau von jenem Elenden, dem Einzigen, den Sie hassen, den Sie verachten mußten, — von dem schändlichen Auger."

Ingénue erröthete und wurde so schön, daß ihr Christian beinahe zu Füßen gefallen wäre.

„Ah!" rief er, „Ingénue! Ingénue! wie kommt es, daß Sie mich verkannt, daß Sie geglaubt haben, ich sei fähig, Sie zu vergessen, ich, der ich während meiner langen Leidensnächte nur an Sie dachte; ich, der ich Ihren Namen mit jedem der Schreie vermengte, die mir der Schmerz entriß?... An wen dachten Sie während dieser Zeit? Sie dachten an Ihren zukünftigen Gatten, nicht wahr? Doch warum sollte ich Ihnen Vorwürfe machen! Oh! ich bin überzeugt, Sie tadeln sich selbst genug!"

„Ei! was konnte ich denn machen?" rief Ingénue. „Mein Vater befahl, und der Zorn rieth."

„Der Zorn? der Zorn gegen mich, guter Gott?"

„Gegen Sie, der verwundet, beinahe todt! Oh! trauriger Stolz der Mädchen! . . . Heute sind Sie zurückgekommen . . ."

„Sie sehen es, Ingénue."

„Ja, doch heute lieben Sie mich weniger."

„Können Sie das sagen, Ingénue? Nein, nein,

ich liebe Sie immer eben so sehr! ich liebe Sie mehr als je!"

„Sie lieben mich! Sie lieben mich!" rief Ingénue, „und ich bin nicht mehr frei!"

Christian schaute sie zärtlich an, drückte den Arm der jungen Frau an sein Herz, und sprach mit einem Liebesergusse, der die Seele von Ingénue fortriß:

„Sie sind nicht mehr frei?"

„Ach! nein."

„Und wer fesselt Sie denn?"

„Mein Gatte."

„Was Sie da sagen, ist nicht Ernst."

„Warum?"

„Sie lieben diesen Mann nicht, den Sie nicht lieben können: wenn man Ingénue heißt und Ihr Herz hat, liebt man nicht das, was man verachtet."

„Oh! . . ."

„Nun denn, wenn Sie ihn nicht lieben, wenn Sie mich lieben . . ."

„Herr Christian, als ich Sie neulich in meinem Zimmer sah, ergriff mich gegen Sie ein Gefühl des Zornes und der Wuth."

„Mein Gott! warum dies?"

„Warum dies? Begreifen Sie das nicht? Ich sagte mir: „„Dieser Mensch, der aus Laune hieher kommt, wie er mich verlassen; dieser Mensch, — er ist Schuld am Unglücke meines Lebens!""

„Ich?"

„Ja, am Unglücke meines Lebens, denn ohne den Aerger, den mir Ihre Abwesenheit verursacht hat, wäre ich nie in die Gewalt von . . ."

„Ihrem Manne gefallen," vollendete Christian, einen besonderen Nachdruck auf das Wort legend.

Ingénue erröthete.

„Nun wohl, im Ernste zu reden," sagte Christian: „können Sie sich an einen Mann gefesselt glauben, dessen Namen Sie aus Ekel nicht auszusprechen vermögen?"

„Ich bin gefesselt, nicht an diesen Mann, sondern an Gott, der meinen Schwur gehört hat."

„Gott löst im Himmel Alles, was auf Erden schlecht gebunden ist."

„Nein, nein, Sie irren sich, mein Herr."

„Ingénue, Sie sind nicht an diesen Schuft verheirathet, das ist unmöglich!"

„An wen bin ich aber dann verheirathet?"

„An den, der Sie liebt."

„Nein, nein; das sind nur Spitzfindigkeiten! Das Uebel ist geschehen: ich werde es muthig erdulden."

„Ich vermöchte Sie nicht so sprechen zu hören: Sie können mir nicht sagen, Sie seien die Frau eines Mannes, der Sie in Ihrer Hochzeitnacht verkauft hat; eines Mannes, den ich tödten würde, wäre seine schändliche Berechnung nicht durch den Zufall vereitelt worden; eines Mannes, von dem Sie das erste das beste Gericht trennen müßte, würde Sie die Furcht vor dem Scandal nicht abhalten, zu sprechen! Wahrhaftig, Ingénue, Sie sind nicht verheirathet, oder dann bin ich es auch, und es gibt auf Erden weder mehr Redlichkeit, noch Gerechtigkeit, noch eine Hoffnung auf Gott zu setzen."

Christian hatte mit solcher Heftigkeit gesprochen,

daß sich Ingénue nicht weigern konnte, ihm die Hand zu geben, um ihn zu beruhigen.

„Madame," sagte er zu ihr, „wüßte ich, daß Sie sich als verheirathet betrachten müssen, so habe ich hier an meiner Seite einen Degen, mit welchem ich das Band lösen würde, das Sie fesselt, da Sie aber nur dürfen frei sein wollen . . . da Ihnen hundert Mittel geboten sind . . ."

„Hundert, sagen Sie, Christian? Nennen Sie mir ein einziges, das mir erlaubt, mich vom Gatten loszusagen, ohne den Vater zu unterrichten, den Gatten zu verlassen, ohne der Welt Stoff zur Nachrede zu geben, das Verbrechen dieses Menschen zu tilgen, ohne diesen Menschen zu vernichten, und dann würde ich Sie bitten, ich würde Sie anflehen, mir dieses Mittel zu geben und es anzuwenden, wenn ich nicht die Stärke dazu hätte."

Am andern Ende der Gesellschaft urtheilte Ingénue gerade wie der Graf von Artois.

Christian hatte nichts zu sagen.

Ingénue wartete einen Augenblick, daß ihr Christian antworte; als sie aber sah, daß er schwieg, sagte sie:

„Irgend einen Bruch fordern heißt einen Scandal fordern; fordern Sie diesen Bruch immer noch?"

„Nein," erwiederte der junge Mann, „ich fordere von Ihnen nur Liebe."

„Liebe? ei! Sie haben ja meine ganze Liebe," antwortete sie mit jener erschrecklichen Naivetät, welche die kühnsten und die abgeviertesten Männer in Verlegenheit brachte.

„Ah!" rief Christian, „ja, ich glaube es, ich hoffe

es wenigstens; doch was für eine Liebe ist es, die Sie mir bieten? Eine unfruchtbare Liebe."

„Was nennen Sie eine unfruchtbare Liebe?" fragte Ingénue.

Christian neigte das Haupt.

„Werden Sie mich bei Ihnen empfangen?" sagte er.

„Unmöglich!"

„Warum?"

„Weil mein Vater Sie sehen würde."

„Sie haben Angst vor Ihrem Manne, Ingénue!"

„Ich? Nein."

„Er soll nicht wissen, daß ich Sie liebe!"

„Er weiß es."

„Durch wen hat er es erfahren?"

„Durch mich selbst."

„Wie dies?"

„Ich habe es ihm gesagt."

„Mein Gott!"

„Und zweifelte er daran, so würde ich es ihm noch einmal sagen."

„Dann begreife ich, warum Sie mich nicht zu Ihnen kommen lassen."

„Ich habe es Ihnen gesagt."

„Nein, Sie haben Angst, Ihr Gatte verberge sich hinter irgend einer Thüre, erwarte mich in einem Corridor und tödte mich."

„Sie irren sich, ich habe diese Angst nicht."

„Sie haben diese Angst nicht?"

„Nein, ich habe meine Maßregeln bei ihm getroffen."

„Auf welche Art?"

„Indem ich ihm meinen Plan sagte."

„Ihren Plan, Ingénue?“ fragte Christian erstaunt.

„Ja; in dem Falle, daß er eine Gewaltthätigkeit an Ihnen versuchen würde . . .“

„Nun?“

„Nun! ich würde ihn tödten!“

„Ah! meine beherzte Judith!“

„Und weil er weiß, daß ich wahr spreche, so hat er bange.“

„Dann, da wir nichts zu befürchten haben, empfangen Sie mich bei Ihnen.“

„Wozu dies?“ fragte Ingénue mit ihrer klaren Stimme.

„Ei! . . .“

„Reden Sie . . .“

„Um . . . zu sprechen,“ antwortete Christian.

„Um von was zu sprechen? Haben wir uns nicht Alles gesagt?“

„Haben wir uns nicht oft vor Ihrer Verheirathung gesehen?“

„Vor meiner Verheirathung, ja.“

„Nun wohl, wir hatten uns also nicht Alles gesagt, da ich einen Brief von Ihnen erhielt, in welchem Sie mir schrieben, Sie wünschen mich zu sehen.“

„Wir haben uns gesehen.“

„Wir haben uns gesehen, das ist wahr, doch nicht genug . . . Haben wir uns Alles gesagt? Ah! vielleicht haben Sie mir Alles gesagt; doch mir, mir bleiben noch viele Dinge zu sagen.“

„Sagen Sie diese Dinge.“

„Ich habe nicht nöthig, sie Ihnen zu sagen: Sie errathen sie wohl.“

„Nein, ich schwöre es Ihnen."

„Wissen Sie denn nicht, daß das, was ich von Ihnen will, Sie sind?"

„Es ist unmöglich, daß ich mich gebe, da ich nicht mehr mir gehöre."

„Hören Sie, Ingénue, keine Spitzfindigkeiten, wie Sie vorhin bemerkten. Sie wissen wohl, daß die Frau für das Glück des Mannes bestimmt ist."

„Man sagt es."

„Des Mannes, der sie liebt, wohlverstanden."

„Ich liebe Sie," sprach Ingénue. „Nun?..."

Christian zögerte einen Augenblick; doch durch die äußerst naive Miene von Ingénue zurückgehalten, sagte er:

„Nun, dann machen Sie mein Glück."

„Auf welche Art?"

Christian schaute sie an.

Sie war köstlich mit ihren auf ihren Hals und ihre Schultern fallenden gelockten Haarbüscheln.

„Dadurch," antwortete der junge Mann, „daß Sie sich mit mir in einer unbekannten Gegend begraben, wo Sie meine Frau sein werden, und wo ich Ihr Mann sein werde."

„Und mein Vater?"

„Man wird es ihm sagen, wenn wir in Sicherheit sind."

„Sie sind wohl verrückt!"

„Sie sind also von Stahl!"

„Nein, ich liebe Sie, und es sagt mir sogar Etwas, ich werde Sie mein ganzes Leben lieben."

„Dann geben Sie dieses Leben mir."

„Ich habe Ihnen schon geantwortet, es gehöre nicht mehr mir.“

„Was wird es Ihnen dann nützen, daß Sie mich lieben? Was wird es mir nützen, daß ich liebe und geliebt werde?“

„Daß Sie warten!“

„Worauf warten?“ fragte Christian mit dem Tone der Ungeduld.

„Bis ich Witwe bin,“ erwiederte das Kind mit Ruhe.

„Ingénue, Sie erschrecken mich!“ rief der junge Mann; „man weiß nicht, ob Sie scherzen oder ob Sie aus Ueberzeugung diese erschrecklichen Dinge sagen.“

„Es ist nichts Erschreckliches in dem, was ich sage,“ entgegnete Ingénue sanft den Kopf schüttelnd. „Gott, der nichts Schlimmes macht, und der nicht ohne Grund zu handeln vermöchte, hat mich nicht einen Schurken heirathen lassen, damit diese Verbindung fortdaure.“

„Warum aber diese Gewißheit? warum dieses Vertrauen?“

„Weil das ein Unglück wäre, das ich nicht verdient habe. Gott läßt mich diese Zeit der Prüfung aus zwei Gründen erdulden; einmal, um mir selbst zu zeigen, daß ich Sie tief liebe, und dann, um mich durch die Vergleichung freier und glücklicher zu machen.“

„Glücklich! wann dies?“

„Wenn ich Sie heirathen werde,“ antwortete einfach Ingénue.

„Ah!" rief Christian, „bei meiner Ehre, dieser Mensch wird mich rasend machen!"

„Warten wir, mein Freund!" sagte sie. „Früher sang ich den ganzen Tag, wie die Vögelchen, die an mein Fenster kamen und das Brod vom Gesimse pickten, und nie beleidigten meine Lieder Gott; warum sollte Gott wollen, daß ich nie mehr sänge? Gott liebt mich, ich verdiene seine Liebe, und er wird etwas für mich thun."

„Ich biete Ihnen aber dieses Etwas schon ganz gemacht!" rief Christian.

„Nein, Sie bieten mir an, daß ich den Eid nicht halte, dessen mich der Tod allein entbinden kann."

„Ich werde Ihren Gatten tödten."

„Nehmen Sie sich in Acht, Christian! tödten Sie ihn, so können Sie mich nicht heirathen!"

„Ah, ja! immer heirathen! . . . Stolz!"

„Sie, der Sie behaupten, Sie lieben mich mehr als Auger, Sie werden doch nicht weniger thun, als er gethan hat."

„Ei! mein Gott! mache ich Ihnen etwas streitig?" rief Christian; „flehe ich Sie nicht vielmehr an, mir Alles zu geben gegen mein ganzes Leben? Hören Sie, Ingénue, Sie sind zu kalt, und Sie berechnen zu sehr, um zu lieben: Ingénue, Sie lieben nicht!"

Ingénue schien nicht im Geringsten von dieser Verzweiflung von Christian ergriffen zu werden.

„Jeder Mensch liebt, wie er kann," erwiederte sie; „ich habe Sie über zwei Monate erwartet: Sie haben mir keine Nachricht von sich gegeben, und heute, da Sie zurückgekommen sind, kaum zurückge-

kommen, verlangen Sie, ich soll Alles um Ihretwillen vergessen."

„Wohl denn, so vergessen Sie nichts!" rief Christian, der in eine wahre Verzweiflung gerieth; „in der That, Ingénue, Sie handeln sogar um Ihr Lächeln! Das ist es also, was man die Tugend nennt? Das ist also die Moral, die Ihr Vater Sie gelehrt hat? Was gedenken Sie mir zu beweisen? was beweisen Sie mir mit dieser scheuen Tugend?"

„Daß ich mißtraue," antwortete einfach Ingénue, „und mir scheint, Sie müssen mich begreifen."

„Ich?"

„Allerdings."

Der junge Mann machte eine Bewegung.

„Ist es nicht vielmehr an mir, zu mißtrauen?" sagte er; „haben Sie mich nicht getäuscht?"

„Unwillkürlich, ich weiß es; und Sie, Sie haben mich auch ein wenig getäuscht, jedoch wissentlich!"

„Wann dies?"

„Als Sie sich den Arbeiter Christian nannten, statt sich den Pagen Christian zu nennen."

„Beklagen Sie sich hierüber, Ingénue?"

„Nein," sagte sie mit einem reizenden Lächeln und zugleich mit ihren zarten Fingern die glatte, feine Hand des jungen Mannes streichelnd; „doch Sie haben mich am Ende getäuscht . . . Getäuscht also durch Sie! — getäuscht durch meinen Vater, welcher mir den Unfall verborgen, der Ihnen begegnet war, der geleugnet hat, daß Sie verwundet worden, als Herr Santerre dies in meiner Gegenwart erzählte! getäuscht in einer guten Absicht, ich weiß es wohl, aber immerhin getäuscht! — getäuscht durch

den Herrn Grafen von Artois, der sich mir als ein uneigennütziger Beschützer angeboten hatte und noch an demselben Abend, als er mich verließ, zu einem Menschen sagte: „„Liefere mir diese Frau, ich will sie haben!““ — getäuscht durch diesen Auger, der seine Bekehrung verkündigte und mein Gatte werdend keinen andern Zweck hatte als den, irgend ein schändliches Versprechen, das er dem Grafen gemacht, zu erfüllen! — kurz, immer getäuscht! . . . Und ich habe in meinem ganzen Leben nur vier Männer gekannt: meinen Vater, Sie, den Herrn Grafen von Artois und diesen Schändlichen, und alle Vier haben mich getäuscht.“

„Theurer Engel!“ entgegnete Christian mit einem Lächeln, „Sie haben Unrecht, den Namen Mann den vier Personen, die Sie genannt, zu geben: der Eine ist Ihr Vater, und folglich ist das kein Mann für Sie; der Andere ist ein Prinz, und er ist über den Männern; der Dritte ist, wie Sie gesagt haben, ein Schändlicher, und er ist unter denselben; der Letzte ist Ihr Geliebter, und dieser ist auch kein Mann.“

„Aber,“ fragte Ingénue mit einer unruhigen Neugierde, indem sie sich Christian näherte, „was für eine Tollheit war das von dem Elenden? Erklären Sie mir dies?“

„Was soll ich Ihnen erklären, Ingénue?“

„Er gab mich dem Herrn Grafen von Artois?“

„Ja.“

„Doch warum gab er mich ihm?“

„Wie so?“

„Da ich den Prinzen nicht liebte.“

So sehr Christian schon an die Treuherzigkeiten der jungen Frau gewöhnt war, diese verursachte ihm eine Verlegenheit.

Er lächelte.

„Ei!" sagte er, „er überlieferte Sie dem Prinzen . . . um . . ."

„Um seine Frau zu sein, nicht wahr?" fragte sie, ohne ihre schönen Augen niederzuschlagen, was andeutete, daß sie keinen Gedanken unter diesem Ausdrucke verbarg.

„Ja, um seine Frau zu sein," wiederholte Christian.

„Nun, und dann? Der Herr Graf von Artois würde mein Mann während der ganzen Finsterniß gewesen sein, hätte eine Finsterniß stattgefunden?"

„Ach! gewiß!" seufzte der junge Mann.

„Gut! doch sobald es Tag geworden, hätte ich wohl gesehen, daß es nicht Auger war, der sich bei mir befand, und dann konnte der Herr Graf von Artois nicht mehr mein Mann sein. Wozu hätte also genützt, was Herr Auger gethan?"

Christian faltete die Hände vor dieser seltsamen Unschuld.

„Mein Gott! Ingénue," sagte er, „ich bitte Sie um des Himmelswillen, befragen Sie mich nicht so."

„Und warum nicht?"

„Weil Sie die Begierde der Leute entflammen."

„In wie fern?"

„In so fern jeder Mann, der Sie so sprechen hörte, Sie würde lehren wollen, was Sie nicht wissen."

Und da sie unter dem dichtesten Schatten allein

waren und die Nacht herannahte, nahm er sie in seine Arme und drückte sie sanft an sein Herz.

Sie erröthete; eine unbekannte Wärme hatte plötzlich ihre Sinne entzündet und ihre Augen sich drehen gemacht.

Minder naiv als Ingénue, bemerkte Christian den Eindruck, den die junge Frau empfunden.

„Hören Sie, Ingénue," sprach er, „sagt Ihnen das, was Sie so eben gefühlt, nicht, es gebe in der Liebe noch etwas Anderes, als das, was Sie davon wissen?"

„Ja, denn Sie haben mich schon umarmt, Christian, doch ohne mir je das Feuer zu geben, das mich verwirrt und erschreckt."

„Ah! früher war ich für Sie nur ein Bruder."

„Und heute? . . ."

„Und heute begehre ich nach Ihnen wie ein zärtlicher Gatte."

„Nun wohl, Sie werden, so lange Sie wollen, mein Bruder sein; doch mein Gatte, oh! nein."

„Würden Sie sich weigern, mich zu sehen, wenn ich Sie darum bäte?"

„Ich bin heute nur gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie nicht sehen würde."

Christian wich einen Schritt zurück.

„Ei! so sagen Sie doch sogleich, daß Sie mich nicht lieben, Ingénue! sagen Sie es muthig!"

„Nein, Christian, im Gegentheile, ich sage muthig, daß ich Sie liebe; daß ich bei Nacht an Sie denke; daß ich am Tage auf Sie laure und Sie suche; daß ich außer dem, was ich Gott und meinem Vater schuldig bin, keinen Gedanken habe, der nicht Ihne

gehört! Ich weiß nicht, wie die anderen Frauen lieben; doch man sagte mir immer, ich werde sehen, was die Liebe ist, wenn ich verheirathet sei: nun bin ich verheirathet, und ich liebe Sie wie vor meiner Verheirathung. Da sich dies also nicht geändert hat, so wird es sich nie ändern; nur hatte ich vor meiner Verheirathung das Recht, Sie zu lieben und es Ihnen zu sagen: heute begehe ich ein Verbrechen, indem ich Sie liebe, da ich nicht mehr mir gehöre."

Christian konnte die Bitterkeit seines Lächelns nicht verbergen.

„Aber zum zehnten Male," rief er, „zum zwanzigsten Male wiederhole ich Ihnen, Ingénue, daß Sie nicht verheirathet sind!"

„Nein, ich weiß es wohl, da ich meinen Mann fortjage; doch ich jage ihn fort, weil er ein Verbrechen begangen hat. Dieses Verbrechen, das mich ihm gegenüber entbindet, entbindet mich nicht einem Andern gegenüber."

„Hätte also Auger dieses Verbrechen nicht begangen, so wären Sie . . . seine Frau?"

„Allerdings."

„Oh! verleumden Sie sich nicht, Ingénue! verleumden Sie nicht die Liebe! Ei! Sie sind wie ein armer Blinder, der den Tag leugnen und behaupten würde: „„Ich sehe nicht! folglich ist Alles schwarz und finster in der Schöpfung . . ."" Ingénue! Ingénue! ich habe Ihnen nur noch Eines zu sagen..."

„Oh! sagen Sie! sagen Sie, Christian!"

„Schenken Sie mir nicht Ihre ganze Zeit, Ihr ganzes Leben; schenken Sie mir ein paar Stunden täglich in einem Hause, das ich habe. Sie werden

darum Ihren Vater nicht verlassen, und dennoch werden Sie mir gegeben sein."

„Ah!" rief Ingénue, „Sie müssen mir etwas Schlimmes vorschlagen, Christian."

„Warum dies, Ingénue?"

„Weil Sie erröthet sind, weil Sie zittern, weil Sie mir nicht ins Gesicht schauen. Oh! wenn Sie mich Geheimnisse lehren wollen, die aus mir eine Frau machten, welche man verachten würde, Christian, nehmen Sie sich in Acht, ich werde Sie nicht mehr lieben!"

„Nun wohl," rief Christian, „es sei! Sie flößen mir die seltsamste Liebe für die Tugend ein! nur bin ich besser als Sie, denn ich kenne den Preis davon, und Sie kennen ihn nicht; Sie sind tugendhaft, wie eine Blume wohlriechend ist; Sie haben kein Verdienst hiebei, oder vielmehr, ich irre mich, Sie haben das Verdienst der Blume selbst; Sie duften balsamisch, ohne sich dessen erwehren zu können. Wohl denn, Ingénue, Sie haben mich besiegt; ich hege keine Begierde mehr nach Ihnen; ich werde wieder Ihr Bruder und rühre diese Krone von Reinheit und Unschuld nicht an; nur müssen Sie mir einen Eid schwören."

„Welchen?"

Christian lächelte und nahm die junge Frau in seine Arme; sie wich nicht nur nicht zurück, sondern schlang, lächelnd wie ein Kind, um den Hals des jungen Mannes ihre reizenden Arme, die sich in einem zugleich weichen und markigen Kreise auf die Schultern von Christian legten.

„Nun," sagte er, „so schwören Sie mir, daß Sie kein Mann, Ihren Vater ausgenommen, mit seinen

Lippen berühren und Sie umarmen wird, wie ich es in diesem Augenblicke thue."

„Oh! ich schwöre es Ihnen hundertmal."

„Schwören Sie mir, daß Auger nie in Ihr Zimmer eintreten wird."

„Ich schwöre es Ihnen! . . . Und wie soll er auch eintreten, da ich ihn verabscheue?"

„Schwören Sie mir endlich, daß Sie mir alle Tage einen Brief schreiben wollen; ich werde ihn selbst am Abend in Ihrer Straße holen; sie lassen denselben am Ende eines Fadens herabhängen, und ich knüpfe dann den meinigen an."

„Ich schwöre es! Doch wenn man uns sieht?..."

„Das ist meine Sache."

„Und nun Gott befohlen!"

„Ja, Gott befohlen, Ingénue! da wir uns Lebewohl sagen, ohne uns von Herzen zu verlassen, Gott befohlen! aber noch einen Kuß!"

Ingénue lächelte, doch ohne sich zu sträuben.

Dieser Kuß dauerte so lange, daß Ingénue genöthigt war, sich am Halse von Christian zu halten, sonst wäre sie ohnmächtig auf die Rasen des Königs niedergefallen.

Endlich stieß sie einen Schrei aus, gab den Kuß von Christian zurück, machte sich von seinen Armen los und verschwand.

„Noch drei solche Küsse," sprach Christian trunken vor Freude, „und Ingénue wird wohl sehen, daß sie nie verheirathet gewesen ist! Doch von diesem Augenblicke, Ingénue, bist Du meine Frau; nur müssen wir warten . . . Nun wohl, ich fühle den Muth hierzu in mir, ich werde warten! . . ."

LII.

Wo der Autor genöthigt ist, ein wenig Politik zu treiben.

Indeß Christian so mit seiner Genossin Ingénue gegen die ehelichen Rechte von Herrn Auger conspirirte, glich dieser, von allen Seiten gejagt, den Hirschen, welche, nachdem sie lange geflohen und List gebraucht, fühlend, daß sie allmälig müde werden, umherschauen, um den Feind zu messen, mit dem sie es zu thun haben, und langsam den Gedanken fassen, sich gegen den Jäger und die Hunde zu stellen.

Auger fühlte, daß auf Seiten des Prinzen nichts mehr zu thun war: dieser hatte ihn mit Eclat verleugnet, mit Drohungen weggejagt; und sobald er einer Stütze und eines Lobredners in Christian sicher war, bekümmerte sich der Graf von Artois wenig um Alles, was Auger thun konnte.

Der Graf von Artois hatte in Wirklichkeit nur zwei Dinge zu fürchten: einmal, daß er den Adel in einem seiner Glieder verletzt, und dann, daß er das Volk in der Person von Ingénue beleidigt; was in der Epoche des achtzehnten Jahrhunderts, zu der wir gelangt sind, den Prinzen in die unangenehme Lage des Eisens zwischen dem Amboß und dem Hammer versetzte.

Mit Christian gegen sich Lärm, Scandal, Angriff der Edelleute! — welche in diesem Augenblicke sehr schlimm für das Königthum gesinnt waren, in dessen Dienste sich die Meisten bei den zu Gunsten der Könige seit hundert Jahren unterhaltenen Kriege zu

Es fand damals eine Verschwörung statt, um die Königin zu entehren, ohne sie zu verurtheilen.

Es fand später eine Verschwörung statt, um sie zu verurtheilen.

Nur war diesmal die Strafe, die sich die arme Frau für ihre Sünden zuzog, so grausam, daß man sie verurtheilte, aber nicht entehrte.

Es war eine Verschwörung des Ministers Calonne, welche Frankreich weiter in das bekannte, vorhergesehene, erwiesene Deficit fortriß.

Es war eine Verschwörung, die den Minister Calonne stürzte, um an seine Stelle Lamoignon und Brienne zu setzen.

Es war eine Verschwörung des Volkes, die auf öffentlichem Platze die Strohfiguren dieser zwei Männer verbrannte, nachdem eine Verschwörung des Hofes sie zum Zustande von Strohmännern erniedrigt hatte.

Nun lebten über und unter diesen Sphären in Menge mehr oder minder große, mehr oder minder schreckliche Verschwörungen:

Die Verschwörung der Herren gegen die Diener;

Die Verschwörung der Diener gegen die Herren;

Die Verschwörung der Soldaten gegen ihre Officiere;

Die Verschwörung der untergeordneten Beamten gegen ihre Chefs;

Die Verschwörung des Hofes gegen den König;

Die Verschwörung des Adels gegen sich selbst;

Die Verschwörung der Philosophen gegen den Altar;

Die Verschwörung der Illuminaten gegen die Monarchie;

Die Verschwörung der anderen Nationen gegen Frankreich;

Endlich und hauptsächlich die Verschwörung des Himmels gegen die Erde.

Alle die anderen Verschwörungen waren schon, mehr oder minder groß, ausgebrochen, als diese letzte zum Ausbruche kam.

Die Pest trat in Frankreich auf; eine seltsame, unbekannte, neue, bis dahin ungenannte Pest, der das Volk sogleich den Namen der Geißel, welche gerade in der Mode, gab: diese Pest hieß die Brienne.

Sodann, nach dieser Pest ein Hagelschlag im Juli 1788, der wie die rächende Hand des Herrn über ganz Frankreich hinging und das vollendete, was Versailles, Frau von Pompadour, Madame Dubarry, Frau von Coigny, Frau von Polignac, die Herren von Calonne, von Brienne und Lamoignon so gut begonnen hatten.

Die Pest hatte die Krankheit herbeigeführt; doch von der Krankheit geneset man am Ende zuweilen. Der Hagelschlag führte die Hungersnoth herbei, von der man nicht geneset.

Da sah man menschliche Gespenster sich von allen Provinzen wie von eben so viel Nekropolen erheben, herbeikommen und mit ihren abgezehrten Händen an die Thore der Hauptstadt, vom König das Brod fordernd, das ihnen Gott verweigerte, klopfen.

Es war noch viel schlimmer, als der Winter anfing und seinen Schneemantel über die verwüsteten

Ernten ausbreitete! das war kein Winter wie die anderen; nein, er erinnerte an jenen entsetzlichen Winter, in welchem die Frau Dauphine und der Dauphin unter Ludwig XV. ihre Wohlthätigkeit geübt hatten, und dann auch an den andern Winter von 1754, wo ganze Tage lang die Verbindung von einer Seite zur andern in den Straßen von Paris abgeschnitten war.

Das Meer gefror, die Häuser spalteten sich; der König ließ alle Waldungen fällen, die er um die Hauptstadt hatte, und schenkte das Holz den erstarrten Personen, um sie wiederzuerwärmen, da er sie nicht nähren konnte.

Dies war die Verschwörung des Himmels gegen die Erde; und man wird zugestehen: sie war so viel werth als eine andere!

Wir haben eine letzte Verschwörung vergessen, welche indessen in erster Linie angeführt zu werden verdient.

Wir haben die Verschwörung der Familie des Königs gegen den König vergessen.

Der Herzog von Orleans hatte in der That diesen Augenblick gewählt, um sich populär zu machen.

Der König hatte Holz denjenigen, welche froren, geben lassen.

Der Herzog von Orleans ließ Brod und Fleisch denjenigen, welche hungerten, reichen.

Brod und Fleisch, das war etwas ganz Anderes als Holz.

Und man bemerke wohl, daß der Herzog von Orleans, der fast ebenso viel Waldungen besaß als

der König, seine Brod- und Fleischaustheilungen bei vortrefflichen Feuern machen ließ.

Dabei, — und es ist traurig, einen schlechten Calembour in eine so düstere Politik zu mischen, wie die, welche sich an dem entsetzlichen Datum von 1788 braute, — dabei bildeten die zwei Worte: Du bois*) einen Mannesnamen, der seit dem Cardinal Dubois beim Volke in großer Ungunst stand.

Man spielte auf den Chevalier Dubois an, welcher auf das Volk hatte schießen lassen.

„Der König hat uns Holz (du bois) gegeben," sagte man, „Dubois hat aber auf das Volk feuern lassen!"

Es brauchte nicht mehr beim armen Ludwig XVI., der unglücklich geboren, um ihm das ganze Verdienst seines Actes der Großmuth zu rauben.

Das war also die Lage der Dinge, als die von uns erzählten Ereignisse kamen, und als in Folge dieser Ereignisse der Graf von Artois Auger verließ.

Von so hoch herabfallend, blieb er lange betäubt; dann schaute er umher, stellte sich wieder auf seine Beine, und er erblickte Nachstehendes, indem er mit den Augen den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft folgte, zu deren Mittelpunkt er sich machte, und die sich bis an den Horizont erweiterten, wie es die von einem mitten in einen See geworfenen Steine thun, welche sich bis an den Rand desselben erweitern.

Er sah alle diese von uns genannten Verschwörungen; Verschwörungen unsichtbar für die Mächtigen,

*) Holz.

welche von zu hoch herabschauen, um die Einzelheiten zu unterscheiden, und denen, weil ihnen die Einzelheiten mangeln, das Ganze entgeht.

Er sah die Clubbs, die Affilirungen, die Brüderschaften.

Er sah die Welt in zwei sehr von einander verschiedene Gesellschaften getheilt: die der Hungerleidenden und die der Fresser.

Er sah, daß, seitdem es ein Volk gab, das Volk hungrig war, ohne je gesättigt worden zu sein.

Er sah, daß, seitdem es Adelige, Steuerpächter und Priester gab, diese immer gegessen hatten, ohne gefüttert zu sein.

Er sah, daß vom Gipfel bis zur Base der ungeheuren Spirale, die mit dem König und der Königin anfängt und mit dem Volke endigt, eine gewaltige Wuth der Bewegung stattfand.

Er sah, daß alle diese Bewegungen viel mehr eigennützig, als verständig waren.

Er sah, daß die Königin sich viel in Bewegung gesetzt hatte, um Figaros Hochzeit zu spielen.

Er sah, daß Herr Necker sich viel in Bewegung gesetzt hatte, um die Reichsstände zu versammeln.

Er sah, daß sich das Volk viel in Bewegung gesetzt hatte, nicht nur um sich zu bewegen, sondern um seiner Thätigkeit ein Ziel zu geben.

Und da der vom König selbst bezeichnete Zweck, da die demnächst stattfindende Versammlung der Reichsstände einen trefflichen Vorwand für die Agitation bot, so sah Auger, daß ein Mann von Geist eine sehr angenehme Beschäftigung in der Wahl

der Wähler, welche die Abgeordneten zu den Reichsständen zu wählen bestimmt waren, finden konnte.

Die Situation war wirklich neu; während sie neu war, war sie zugleich groß. Zum ersten Male sollte das Volk, dieses bis dahin unbekannte Wesen, — nicht unbekannt, aber mißkannt —; das Volk sollte seine Befürchtungen ausdrücken, seine Wünsche hörbar machen, seine Rechte reclamiren können.

Man hatte noch nicht das allgemeine Wahlrecht der Nation zuerkannt; doch es war schon die Theilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten.

In der That, wenn Sie sich nicht auf die paar Zeilen, die wir hier, die Geschichte so viel, als in unsern Kräften liegt, unter dem Roman verbergend, schreiben, verlassen und die Blicke auf die im ersten Bande des Moniteur von damals enthaltenen Urkunden werfen wollen, so werden Sie sehen, daß die über fünfundzwanzig Jahre alten Steuerpflichtigen die Wähler, welche die Abgeordneten ernannten, wählen sollten. Da aber die Steuer fast Jedermann traf, wenigstens durch das Kopfgeld, so berief man zur Stimmgebung die ganze Bevölkerung, die Dienstboten ausgenommen.

Man berechnete, es können fünf Millionen Menschen an der Wahl Theil nehmen.

Fünf Millionen sehr rührige Franzosen, denn sie waren unter denen genommen, welche über fünfundzwanzig Jahre alt, rührten sich also für diese Wahl.

In diese mehr oder minder gefährlichen Beweglichkeiten stürzte sich Auger blindlings und fing seine Manoeuvres an.

Warum hatten der König und besonders die Königin zur Berufung dieser Comparsen der Monarchie eingewilligt, welche bis auf diesen Tag in den königlichen Tragödien nur eine stumme Rolle gespielt, eine Rolle unter der des antiken Chors, welcher wenigstens seine Freude oder seine Mißgeschicke sang?

Das Volk hatte unter Mazarin auch gesungen, doch man erinnert sich der Worte des italienischen Ministers: es hatte hiefür bezahlt!

Ah! man hielt das Volk nicht für so weit vorgerückt, noch für so tüchtig, als es war.

Die Parlamentäre, welche die Reichsstände verlangten; die Minister, die sie versprachen; Herr Necker, der sie zusammenberief; der König und die Königin, die diese Zusammenberufung erlaubten, Alles dies glaubte durch die Beschwörung dieser riesigen Masse dem Hofe bange zu machen, — der seinerseits dem König und der Königin bange zu machen anfing, und längst den Ministern und dem Parlamente bange machte.

Wer war dieser Hof? Es war der Adel und die Geistlichkeit, das heißt zwei Körper, welche beständig aus den Kassen des Königthums schöpften, und nie etwas gegen das, was sie daraus nahmen, hineinlegten; so daß die durch sie hervorgebrachte Leere durch das Volk ausgefüllt werden mußte, wie nach einem blutigen Kriege eben dieses Volk die Lücken des Heeres ausfüllte.

Vermöge der Reichsstände würden aber Adelige und Priester verbunden sein, nicht mehr ihren Theil von der Steuer zu nehmen, sondern an der Steuer Theil zu nehmen.

Das war eine kleine Rache, die der König und die Königin sich erlaubten.

Und darum waren dem dritten Stande eben so viel Abgeordnete bewilligt worden, als der Adel und die Geistlichkeit mit einander hatten.

Allerdings hatte der dritte Stand, mehr oder minder zahlreich, immer nur eine Stimme gegen zwei: man gedachte wohl, — und Herr Necker zuerst, — die Abstimmung nach Ordnungen beizubehalten.

Ueberdies würde der dritte Stand, unwissend, ungeschickt, wie er war, keinen andern Weg kennend, als den zum Scherer oder zum Schlächter, zu ehrfurchtsvoll endlich, um Männer von seiner Ordnung zu wählen, Adelige, Priester ernennen, und folglich die Reihen seiner Feinde, das heißt des Adels und der Geistlichkeit, verstärken.

Und dann waren die Adeligen alle Wähler, während im Volke die Wähler gewählt werden mußten.

Ferner sollten die Volksversammlungen mit lauter Stimme wählen, und das Volk würde es nie wagen, — das war wenigstens wahrscheinlich, — laut zu sagen, was es wollte, widerstrebte das, was es wollte, dem, was die Geistlichkeit, der Adel, die Minister, die Königin und der König wollten.

Endlich gehörten von den fünf Millionen Wählern beinahe vier Millionen dem Landvolke an: der demokratische Geist der Städte, — man hoffte es noch, — war nicht in das Landvolk eingedrungen, das vom Adel beherrscht, eingeschüchtert, von der Geistlichkeit unter ihrem Einflusse und in Unterwürfigkeit gehalten wurde.

Hatte nicht die Schweiz den Beweis gegeben.

daß das allgemeine Wahlrecht die Stütze der Aristokratie ist?

Herr Necker war, wie man sich erinnert, Schweizer ... Als Schweizer und Banquier verglich er sein Ministerium mit einer Banque nach einem großen Maßstabe: seiner Ansicht nach war folglich die Schweiz ein kleines Frankreich, oder Frankreich eine große Schweiz.

Menschliche Berechnungen! welche Gott mit einem Worte durch die Stimme dieses Volkes, die Gottes Stimme ist, auslöschen sollte! ...

LIII.

Auger rührt sich.

Unter diesen, mehr oder minder gefährlichen, Beweglichkeiten fing also, wie gesagt, Auger seine Manoeuvres an.

Ihm fehlte es auch nicht an einem Vorwande, — und zwar an einem höchst scheinbaren Vorwande.

Bei Réveillon angestellt, sah er seinen Patron von der Begierde, Wähler zu sein, verzehrt.

Réveillon, der Tapetenfabricant, der Typus der ehrgeizigen Bürgerschaft, die dem Adel folgen wollte, aber durchaus nicht wollte, daß das Volk der Bürgerschaft succedire, sah entfernt nicht klar in dem complicirten Räderwerk, das in dieser großen Epoche die Vorsehung sich drehen machte; — und wir sagen die Vorsehung, damit man ein für alle Male wisse, wir substituiren dieses christliche Wort dem heidnischen Worte Verhängniß; doch daran war Réveillon wenig gelegen, und um seine Rolle bei dem Drama zu haben, das

man spielte, bewegte er seine Arme und seine Zunge wie die Anderen und sogar mehr als die Anderen.

Er sah nicht, daß unter diesen fünf Millionen Wählern, — eine Zahl, die einer Nation, welche nicht die Gewohnheit der Ausübung ihrer Rechte hatte, fabelhaft erschien, — er sah nicht, sagen wir, daß unter diesen Neuprivilegirten noch viel energischer eine viel zahlreichere, viel thätigere Masse sich bewegte, eine Masse, welche man noch nicht zählte, die aber in dem Augenblicke, wo sie sich selbst zählte, die Revolutionswaage auf ihre Seite sich neigen machte.

Réveillon mit seinem kurzen Gesichte ahnte nicht, es gebe in Frankreich etwas Anderes als den König, die Königin, die Minister, die Adeligen, die Geistlichkeit, die Beamten, den gewählten dritten Stand und den wählenden dritten Stand.

Ein tiefer Irrthum, den er mit vielen Anderen theilte, welche doch darauf Anspruch machten, sie haben ein schärferes Gesicht als der Tapetenhändler, ein Irrthum, der diese Verwandlung der so eben von uns aufgezählten Verschwörungen in Revolution bewerkstelligte.

Auger widmete sich also dem Dienste von Réveillon; da er aber weiter sah als dieser und die von uns erwähnte untere Klasse seinen durchdringenden Augen nicht entging, so richtete es Auger, der nicht mehr an der wohl gefüllten Raufe des Hofes essen konnte, so ein, daß er an zwei Raufen zugleich aß: an der des Volkes und an der der Bürgerschaft.

Man hätte auch, — wäre man diesem Manne gefolgt bei der seltsamen Verwendung seiner Abende.

deren Genuß ihm, nachdem er seine Arbeit um fünf Uhr beendigt, überlassen war, und seiner Nächte, über die er in Folge der Verachtung von Ingénue frei verfügen konnte, — man hätte auch sehen können, sagen wir, wie Auger sich in alle Complotte mischte und sich in allen geheimen Gesellschaften, bei Illuminaten und Maurern inspirirte; wie er an einem Tage Malouet und Lafayette im Clubb des Palais Royal, an einem andern Marat im Volksclubb der Rue de Valois hörte, und eine blutige Antwort auf die blutigen Diatriben von Jourdan, bald nachher der Kopfabschneider genannt, und von Fournier dem Americaner gab.

Da er die Größe der Ereignisse sah, die sich vorbereiteten und jeden Augenblick zum Ausbruche kommen sollten, so hatte er am Ende Mitleid mit seiner Frau und plagte sie nicht mehr.

Er verachtete besonders den guten Retif, dessen, wie dieser glaubte, so weit vorgerückten Ansichten, Einsichten und Absichten in der Wirklichkeit von der Wahrheit so weit entfernt waren, wie Auger wußte, daß sie diesem zugleich als die knabenhafteste und als die unfruchtbarste Beschäftigung erschienen.

Der Sturm, der in den unterirdischen Regionen, von welchen wir gesprochen, murrte, erlangte alle Tage eine schrecklichere Bedeutung.

In diesem Augenblicke zum Beispiel, im thätigsten Betriebe begriffen, beschäftigte Réveillon sieben bis achthundert Arbeiter; seine Fabrik gedieh; sein Vermögen nahm zu; wenige Jahre noch hätten für ihn genügt, um sich mit einer sehr beträchtlichen Habe zurückzuziehen.

Dieser ehrliche Mann, — Sie wissen, was man im Handel einen ehrlichen Mann nennt? das ist derjenige, welcher die kleinsten Summen verwendend die größten Einnahmen macht, der gewissenhaft zur bestimmten Stunde seine Wechsel bezahlt, und unbarmherzig denjenigen, welcher sie nicht bezahlt, auspfänden läßt; — dieser ehrliche Mann, sagen wir, hatte ein zufriedenes Gewissen: von den untersten Stufen des Volkes ausgegangener Arbeiter, hatte er sich durch seine Thätigkeit und seine Sparsamkeit zu dem Range emporgeschwungen, den er erlangt.

Nach den Traditionen des alten französischen Handels glaubte er alle seine Pflichten als Mensch und als Bürger erfüllt zu haben, wenn er seine Kinder geliebkost.

Dieses väterliche, aber ganz egoistische Ziel hatte Réveillon erreicht.

Nun offenbarte sich ihm aber plötzlich Eines: daß er mit seinem Vermögen ein wenig Ruhm verbinden könnte, und dieser Ruhm, wenn er ihn zu erlangen vermochte, schien ihm der Culminationspunkt der menschlichen Glückseligkeit zu sein.

Denken Sie sich einen Mützenmacher der Rue Rambuteau oder einen Gewürzkrämer der Rue Saint-Denis, welcher in der Zukunft durchaus keinen Grund sieht, daß ihm eine Regierung, so gutmüthig oder so wahnsinnig sie auch sein dürfte, je das Kreuz der Ehrenlegion geben sollte, der aber an einem schönen Morgen als Kapitän erwacht und nach einer gewissen Anzahl von Patrouillen, die er bei Nacht gemacht, und Revuen, die er bei Tag passir-

sich sagt, dieses unverhoffte Kreuz der Ehrenlegion könne ihm nicht fehlen, wenn er nur Eifer zur Schau stelle; — so war Réveillon.

Er erblickte in seiner Erwählung zum Wähler, — und hierin gebührte seinem verständigen Geiste bei Weitem der Vorzug vor dem Geiste der beiden so eben von uns angeführten Industriemänner; — er erblickte in seiner Erwählung zum Wähler den größ= Ruhm, den er je erreichen könnte.

Denn, in der That, er sah so durch die Stimme seiner Mitbürger dem Rufe als ehrlicher Mann, den er sich im Handel erworben, die Weihe geben.

Die Versuchung war so stark, daß sich Réveillon eines Tages Auger eröffnete, wie er sich schon Rétif eröffnet hatte.

Was Santerre betrifft, er hatte die Projecte seines reichen Nachbars leicht errathen.

Ist der Liebhaber hellsehend in Betreff seiner Geliebten, so sieht der Ehrgeizige seinerseits klar in allen ehrgeizigen Bestrebungen, die mit der seinigen rivalisiren.

Réveillon wagte es indessen nicht, die Frage offen in Angriff zu nehmen: er wählte einen Umweg.

„Auger," sagte er zu seinem Commis, „Sie zahlen alle Samstage aus, nicht wahr?"

„Ja, Herr."

„Pünktlich? . . . Das ist die Gewohnheit des Hauses."

„Pünktlich."

„Was sagen unsere Leute, wenn sie ihr Geld erhalten?"

„Herr, Sie singen das Lob des Patrons, der

ihnen durch seine Talente und seine väterliche Verwaltung dieses Glück gemacht hat."

„Ah! Sie schmeicheln mir, Auger!" sprach Réveillon entzückt im Grunde seines Herzens.

„Ich sage die Wahrheit," erwiederte Auger, die strenge Kälte von Cato heuchelnd.

„Nun wohl, mein lieber Auger, wenn Sie mir die Wahrheit sagen, so sagen Sie mir dieselbe ganz."

„Befragen Sie mich."

„Habe ich Chancen, zum Wahlrechte zu gelangen?"

Auger lächelte.

„Herr," erwiederte er, „ich arbeite hieran Tag und Nacht."

Und Auger sondirte mit einem geschickten Blicke den Blick seines Herrn, um zu sehen, welche Wirkung auf ihn seine Erklärung hervorbringe.

„Wie!" rief Réveillon, im höchsten Maße erfreut, „Sie arbeiten an meiner Wahl, Auger?"

„Das heißt, ich spreche mit Allen zu Ihren Gunsten; ich stehe in Verbindung mit der ganzen Welt, und die Arbeiter haben alle einen mehr oder minder großen Einfluß auf einige Wähler."

„Und man unterstützt mich?"

„Ja, gewiß; aber . . ."

„Aber? . . ." fragte Réveillon unruhig. „Aber was?"

„Ihre Bekanntschaft ist nicht genug ausgebreitet."

„Ei! ich bin ein Mann des Hauses, ich lebe in der Familie."

„Es genügt nicht, die Familientugenden bei den Reichsständen zu repräsentiren; man nimmt an, Sie würden auch einen Familiendeputirten ernennen."

„Wen müßte man denn ernennen?"

„Ah! Herr, das ist es gerade!" sagte Auger mit einer geheimnißschwangern Zurückhaltung.

„Nun, so sprechen Sie, mein lieber Auger."

„Herr, das Volk braucht Abgeordnete des Volkes."

„Was nennen Sie Abgeordnete des Volkes?" fragte Réveillon mit Festigkeit, denn er war sehr auf seine Meinungen versessen, und wir sehen ihn in der Geschichte wenig um Popularität hinsichtlich der Aufstände sich kümmernd erscheinen.

Auger fühlte, daß er zu weit ging; er hatte gehofft, der Ehrgeiz werde die Farbe seines Herrn modificiren.

Réveillon wiederholte seine Frage.

„Nun," sagte er, „was nennen Sie denn einen Abgeordneten des Volkes? Erklären Sie sich."

„Herr," antwortete Auger demüthig, „ich treibe nicht Politik; ich bin nicht Wähler."

„Nun wohl, ich will Ihnen sagen," sprach Réveillon sich belebend, „ich will Ihnen sageu, wer meiner Ansicht nach einen vortrefflichen Abgeordneten für die Reichsstände geben würde."

Hier nahm der wackere Tapetenfabricant eine Rednerstellung an und warf sich in die Brust, als ob er schon auf der Tribune wäre.

„Ich höre ehrfurchtsvoll," sagte Auger.

„Vor Allem," begann Réveillon, „vor Allem nenne ich den König meinen Herrn."

Auger verbeugte sich lächelnd; bis dahin compromittirte sich Réveillon nicht.

„Ich nenne das Gesetz souverainen Gebieter aller

Franzosen, und die Constitution, die wir haben werden, nenne ich das Gesetz."

Auger verbeugte sich abermals.

„Ich will nun," fuhr Réveillon fort, „daß die Räder, welche diese Haupträder functioniren machen, unterhalten und geachtet werden, wie es sich gebührt. Bei einem großen Volke sollen ein Minister und ein Commis Beide von der französischen Nation leben können, wie meine Leute in der Fabrik arbeitend von mir leben."

Auger billigte, immer mit seinem schlauen, heimlichem Lachen.

„Was die Priester, was die Adeligen betrifft, ich mache sie zu einfachen Bürgern, wie ich es bin; nur gebe ich zu, daß die Einen, so lange sie in der Kirche sind, Gott vertreten, und nach meiner Ansicht soll man nicht vergessen, daß die Vorfahren der Andern für das Vaterland gestorben sind."

Neues Lächeln von Auger.

Ermuthigt durch dieses Lächeln, schnaubte der Redner einen Augenblick, um seiner glühenden Improvisation Zeit zum Erkalten zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit schöpfte er auch Athem.

„Was das Volk betrifft," fuhr er, das Wort mit Bestimmtheit betonend, fort, „das Volk ist Etwas, was eine besondere Definition verdient, und ich will es Ihnen definiren."

Auger schickte sich an, mit allen Ohren zu hören, denn der Hauptpunkt war dieser.

„Das Volk," sagte Réveillon, „ist die Materie, welche dazu dient, in einer gegebenen Zeit die Steuerpflichtigen zu machen, wie die Steuerpflichtigen dazu

dienen, die Wähler, und die Wähler, die Deputirten zu machen. Das Volk! das ist nichts, und es ist Alles; doch um dazu zu gelangen, daß es Alles ist, braucht es Jahrhunderte. Glücklicher Weise schlummert das noch! es ist eine unverständige Menge, die man unverständig erhalten muß."

Auger lächelte.

Réveillon hielt inne; er wollte wohl Auger zu Rathe ziehen, Auger sollte aber keine Meinung haben.

„Haben Sie eine Einwendung?" fragte er.

„Gott behüte mich!" antwortete Auger.

„Ah!" sprach der Tapetenhändler, „sehen Sie, ich hätte Ihre Einwendung bekämpft als ein Mann, der die Frage studirt hat . . . denn ich habe sie studirt."

„Ich sehe es wohl."

„Ich sage, man müsse das Volk unverständig, unwissend erhalten, und mein Grund ist . . ."

„Ich höre," sprach Auger demüthig.

„Man emancipirt das Volk nur durch den Unterricht; dieser Unterricht fällt ungleich auf das Volk: er macht hier Klarheiten, dort tiefere Dunkelheiten; er veranlaßt endlich die Unordnung, welche die geistigen Getränke bei den Wilden hervorbringen: haben sie getrunken, so sind sie berauscht; sind sie berauscht, so zerstören und tödten sie. Ich glaube also nicht, daß es für redliche Administratoren möglich ist, die Verantwortlichkeit für die ersten Unordnungen auf sich zu nehmen, die aus der Emancipation der Völker entspringen würden, Unordnungen, welche so sein können, daß Gott allein das mögliche Resultat kennt!"

Réveillon schwieg erschöpft; er punktirte seinen

Redeschluß mit einer Geberde, die den Himmel anflehte.

Auger nahm eine kalte Miene an.

„Sie stimmen nicht bei?“ fragte Réveillon sodann.

„Nicht ganz, mein Herr.“

„Ihre Gründe?“

Auger ließ auf seine Lippen ein Lächeln hervortreten, dessen wahre Bedeutung ein stärkerer Sprechender, als es Réveillon war, hätte begreifen können.

„Herr,“ sagte er, „weit entfernt, einer der Ihrigen entgegengesetzten Meinung zu sein, bin ich eines Sinnes mit Ihnen. Das Volk hat nach meiner Ansicht ... Sie werden mir sagen, es sei nicht an mir, einem Manne wie Ihnen eine Ansicht zu geben.“

„Warum nicht, Herr Auger? Ich halte Sie für einen Mann von vortrefflichem Rathe.“

„Nun wohl, das Volk hat nach meiner Ansicht nöthig, nicht nur, daß man es hemmt, sondern daß man es sogar niederdrückt.“

„Ah! und warum dies?“

„Weil das Volk undankbar, vergeßlich, gierig ist.“

„Das ist wahr,“ sprach Réveillon ergriffen von dieser Wahrheit, als ob sie neu wäre.

„Weil,“ fuhr Auger fort, „weil das Volk heute die Götzen zertrümmert, die es gestern emporgehoben hat, und die Popularität nach meiner Meinung einer der raschesten Wege ist, die man wählen kann, um zum Ruine oder zum Tode zu gehen.“

„Ah! ah!“ rief Réveillon, „erklären Sie sich...

das bezieht sich auf Jemand oder auf Etwas, und ist keine allgemeine Theorie."

„Ganz richtig!" erwiederte Auger. „Ein Beispiel: sehen Sie Herrn Santerre!"

„Nun?"

„Was that er diesen Winter, als er die Kälte und die Hungersnoth wüthen sah?... Er vermehrte seine Arbeiter."

„Ei! Santerre hat höchstens fünfundzwanzig bis dreißig, und ich, ich habe achthundert!"

„Selbst wenn er achthundert gehabt hätte, würde er sie vermehrt haben. Herr Santerre, es thut mir leid für ihn, es sagen zu müssen, opfert der Popularität; — was, wie ich glaube, nicht in Ihren Intentionen liegt, Herr Réveillon."

„Nein, gewiß nicht! Santerre hat sich gegen den Hof und die Minister gestellt."

„Während Sie für dieselben sind . . ."

„Während ich für dieselben bin und immer sein werde . . ." sprach Réveillon mit Nachdruck.

„Herr Santerre bekäme auch Stimmen . . . ja, wenn der Pöbel votiren würde, während Sie, der Sie gerade das Gegentheil von Herrn Santerre gethan, der Sie Ihre Arbeiter vermindert haben, der Sie dieselben noch mehr zu vermindern beabsichtigen . . ."

„Ja, gewiß! ein Arbeiter kann und muß mit fünfzehn Sous täglich leben."

„Während Sie zum Lohne für das, was Sie gethan, die Stimmen aller Bürger haben werden."

„Bei Gott!" rief Réveillon, „ich hoffe es wohl. Ich habe indessen die Vermehrung nicht verweigert,

um den Bürgern zu schmeicheln: ich habe sie verweigert, weil, meinen so eben ausgesprochenen Theorien gemäß, das Volk nicht über sich selbst erhoben zu werden nöthig hat, und das Geld ein mächtiger Hebel für die Trägheit und die Entsittlichung ist."

„Sehr gut! sehr gut!" rief Auger, „das ist ein muthiges Glaubensbekenntniß, welches Ihnen Stimmen geben wird."

Entzückt, drückte Herr Réveillon seinem Kassier die Hand und nahm sich vor, den Gehalt eines Mannes zu erhöhen, der so gut begriff, daß man nicht nöthig hatte, den Lohn der Andern zu vermehren.

Auger entfernte sich, diesen reich gewordenen Armen, diesen Herr gewordenen Arbeiter bewundernd, der die Armen und die Arbeiter für unfähig und gefährlich hielt.

Die Wahl ging vor sich; sie gab in ganz Frankreich ein unbekanntes Leben dem bis dahin trägen Elemente, das man das Volk nannte; die Wahl ging vor sich und täuschte, wie alle Dinge, welche in den Absichten Gottes liegen, die Berechnungen der Menschen.

Und man hatte doch in Paris große Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Eine specielle Verordnung berief zu den Primärwahlen nicht einmal alle Besteuerte, sondern nur diejenigen, welche sechs Livres Abgaben bezahlten.

Es zogen zahlreiche Patrouillen durch die Straßen, und die Wahlmittelpunkte waren von Soldaten umgeben.

Man lud die Gewehre vor den die Stimme

schreibenden Wählern, was den Wählern eine Festigkeit gab, die der Halsstarrigkeit glich.

Von sechzig Districten ernannten nur drei wieder die vom König bezeichneten Präsidenten; alle andern wurden durch neue ersetzt; selbst die drei beibehaltenen Präsidenten wurden zur Erklärung aufgefordert, sie werden als vom Volke Gewählte und nicht als Repräsentanten des Königthums präsidiren.

Das Landvolk that auch sein Bestes; man hatte auf dasselbe als aristokratisches Element gerechnet; es ernannte zweihundert und etliche arme Pfarrer, natürliche Feinde der hohen Geistlichkeit.

Auger heizte, wie man heute sagt, die Wahl von Réveillon durch alle mögliche Mittel, welche den Wärmestoff der Meinung entwickeln können.

Nur war Auger, um die Wahl von Réveillon durch die Bürgerschaft zu bewirken, genöthigt gewesen, die vom Tapetenfabricanten ausgesprochenen Worte, nämlich: das Volk müsse in seinem Unverstande erhalten werden, und fünfzehn Sous täglich seien hinreichend für einen Arbeiter, um zu leben, — unter den Leuten zu verbreiten.

Die Bürger waren entzückt, diese Energie bei einem Manne zu finden, der die gewöhnlichen Mittel, um Popularität zu erlangen, ausschlug, Mittel, die ihm sein Vermögen leichter als jedem Andern gemacht hätte.

Réveillon wurde zum Wähler ernannt.

LIV.

Réveillon ist undankbar.

Réveillon hatte also den Culminationspunkt des Glückes und der Freude erreicht.

Es begegnete aber Réveillon, was allen den Menschen begegnet, welche zu hoch steigen.

Von diesem Ehrengiebel aus, zu dem er gelangt war, sah er Auger nicht mehr.

Auger hatte seine Dienste geleistet, Réveillon bezahlte sie ihm nicht. Auger schwor sich, man werde sie ihm bezahlen, oder er werde sich dieselben selbst bezahlen.

Jedermann weiß, welches heftige Fieber Frankreich im Augenblicke dieser Wahlen bewegte; die Erschütterung davon wurde bis an den äußersten Enden Europas gefühlt, und dennoch gab es im Mittelpunkte Frankreichs Leute, welche diese Erschütterung nicht aufweckte.

Bei seinen nächtlichen Excursionen hatte sich Auger in genaue Verbindung mit Marat gesetzt und ihn um Rath gefragt. Zu Rathe gezogen, gab Marat seine Consultation gewissenhaft.

„Dieser Réveillon," sagte er, „ist ein Aristokrat schlimmer als die vom Adel; er hat nicht die Laster des Adels, welche dem Volke zu leben geben, und er hat die Tugenden der Bürger, nämlich die Knauserei, die Beaufsichtigung, das Mißtrauen, Schranken, die der dritte Stand zwischen sich und die Demokratie zu werfen weiß. Der grausamste Feind des Volkes

ist heute der Bürger. Der Bürger wird dem Volke die Throne untergraben, die Schränke erbrechen, die Pergamente verbrennen helfen; größer als das Volk, wird er sich auf die Schemel stellen, um die Lilien auszukratzen und die Perlen der Kronen zu zermalmen; hat er aber zerstört, so wird er wieder aufbauen; die dem Adeligen genommenen Adelsschilde wird er sich zueignen; er wird in Wappen die Schilder seiner Läden verwandeln. An der Stelle der Aristokratie, des Adels und des Königthums wird der Bürgerstand emporwachsen; der Bürger wird sich zum Aristokraten machen, der Bürger wird sich zum Adeligen machen, der Bürger wird sich zum König machen."

„Wie soll man dies verhindern?" fragte Auger.

„Das ist ganz einfach: den Samen vernichten, der der Bürger sein wird."

„Das ist aber nicht leicht!" entgegnete Auger; „es gibt in Frankreich fünf Millionen bürgerliche Wähler, lauter gemachte Männer oder junge Leute; sie haben in ihrer Familie eben so viel Wölflein, welche ganz bereit sind, Wölfe zu werden . . . Wem muß man die Sorge, sie zu vernichten, anvertrauen?"

„Dem Volke!" antwortete Marat; „dem Volke, das stark genug ist, Alles zu zermalmen, mag es nun Zeit dazu nehmen, oder sich mit einem Sprunge erheben; dem Volke, das geduldig sein kann, weil es einig ist, und das unbesiegbar ist, sobald es nicht mehr geduldig sein will!"

„Teufel! Teufel!" rief Auger, „wissen Sie, wie man das nennt, was Sie da vorschlagen?"

„Das nennt man den Bürgerkrieg."

„Und der Polizeilieutenant? und der Ritter von der Wache?"

„Gut!" erwiederte Marat, „glauben Sie denn, es sei nothwendig, auf den Straßen zu schreien: „„Nieder mit den Bürgern!"" Das wäre dumm und unnütz; der erste beste Bürger, dem Sie begegneten, würde Sie verhaften. Stärker, viel stärker ist derjenige, welcher in einem Kellergeschoße lebt und von hier aus Parabeln schleudert, wie die alten Propheten."

„In einem Kellergeschoße?" fragte Auger erstaunt. „Gibt es noch Kellergeschoße?"

„Bei Gott!" antwortete Marat.

„Wo dies?"

„Ueberall! Ich, zum Beispiel, wohne in einem Kellergeschoße; doch Ihr Leute würdet das nicht wagen! Ich, ich bin ein Mann der Arbeit und der Einbildungskraft; ich kann die Sonne entbehren, weil eine Flamme in meinem Kopfe ist: die meiner Lampe genügt sodann meinen Augen. Ich liebe die Einsamkeit, weil sie nicht lügt, und weil man darin arbeitet; ich hasse die Gesellschaft, weil alle Menschen darin häßlich und dumm sind!"

Auger schaute seinen Freund an und wunderte sich, ihn mit dieser Entschiedenheit sprechen zu hören, da er so häßlich und so boshaft war.

Marat fuhr fort:

„Die Clubbs, wo man sich einschließt, wo man bei verschlossenen Thüren conspirirt, — Kellergeschoße! die anonymen Journale, die man über das erstaunte Frankreich verbreitet, — Kellergeschoße! die unbestimmten Worte, die man geschickt unter

die Mengen schleudert, und die Jedermann wiederholt, ohne zu wissen, wer sie ausgesprochen hat, — Kellergeschoße! Sie sehen also, mein lieber College, daß Jedermann sein Kellergeschoß haben kann wie ich, um mit Bequemlichkeit das revolutionäre Werk auszuarbeiten. Doch ein Narr, das sage ich Ihnen, der sich nicht an dieses Werk mit allen seinen Kräften anspannt! ein Narr, der nicht vor dem Wagen herläuft. Dieser wird unter den Rädern zermalmt werden, indem er die Maschine will zurückweichen machen."

„So daß, um zu schließen? . . ." sagte Auger.

„Sie sind auf Réveillon aufgebracht?"

„Ja."

„Und Sie wollen sich an ihm rächen?"

„Beim Henker!"

„Nun wohl, um zu schließen, bereiten Sie Réveillon sein Verderben im Volke, und Sie werden sehen."

Auger hatte nicht die Macht des Wortes berechnet, das ihm wie durch Zufall dieser höllische Geist des Bösen, den man Marat nannte, zugeworfen.

Doch nachdenkend, erschrak Auger über das Licht, das dieses Wort auf seinem krummen Wege zurückließ.

Réveillon im Volke verderben, wozu führte das Auger, und besonders Reveillon?

Da neigte er sich über den Abgrund und erschaute in der Tiefe die dunkle Mine, welche unter der Gesellschaft die Sappirung der Verschwörer führte; er sagte sich, sobald die Mine spielen werde, müsse

durch ein Naturgesetz Alles, was oben sei, untersinken, und was unten sei, sich erheben.

Was that Auger von diesem Tage an?

Gott allein weiß es.

Nur hörte man bald im Faubourg, einer stets für die Schönredner offenen Officin, einem stets zum Heizen der demagogischen Tiegel brennenden Ofen, im Faubourg hörte man bald wiederholen, Réveillon sei ein schlimmer Reicher: seit seiner Erwählung habe er den Kopf verloren, und er trachte nach Ehrenauszeichnungen.

Man wiederholte besonders mit einem tiefen Hasse die zwei Axiome, welche nicht mehr die seinigen waren, als die des übrigen Bürgerstandes, der sie heute vielleicht nicht sagt, aber immer denkt:

„Man muß das Volk unverständig erhalten."

Und:

„Ein Mensch kann mit fünfzehn Sous täglich leben."

Diese Réveillon, der Auger nicht mißtrauen zu müssen glaubte, entschlüpften und von Auger wiederholten Worte empfing die Volksentrüstung mit Wuth und trug sie in den Rachekatalog mit dem Worte eines andern Aristokraten ein, der berühmter gewesen war und unglücklicher wurde, als Réveillon.

Dieses Wort war das von Foulon:

„Ich werde die Pariser das Heu von der Ebene bei St. Denis fressen lassen."

Solche Worte bringen an dem Tage, wo sie zum Ausbruche kommen, den Unvorsichtigen, welche sie gesprochen, oder den Unglücklichen, denen man sie zuschreibt, den Tod.

Ruhig unter diesen Stürmen berauschte sich indessen Réveillon nur in seinem Ruhme und betäubte sich, wie es die Schmetterlinge bei ihrem Flügelschlage thun.

Er bemerkte nicht, was alle Welt um ihn her bemerkt hatte: daß seine Arbeiter, während sie ihren gewöhnlichen Lohn einstrichen, dem Kassier einen grimmigen Blick zuschleuderten; daß unter diesen Leuten, welche durchschnittlich zwei Livres täglich erhielten, Einige, Fanatiker der Meinung und unfähig, die Trunkenheit des Zornes in sich zu behalten, zwei Theile aus diesen vierzig Sous machten und sprachen:

„Woran denkt denn Herr Réveillon? will er uns mästen? Wir brauchen nur fünfzehn Sous, sagt er: das sind fünfundzwanzig Sous zu viel."

Und dabei flammten die Augen, und die weißen Zähne zeigten sich unter den bleichen Lippen.

Um diese Wuth fallen zu machen, brauchte Auger nur ein Wort des Lügenstrafens darauf zu blasen; er brauchte nur zu leugnen, daß Réveillon je dergleichen geäußert, und als guter Diener hätte er alle Geister zum Fabricanten zurückgeführt: das Volk von Paris ist aufbrausend, im Grunde hat es aber ein gutes Naturell; es denkt schnell und vergißt schnell.

Auger hütete sich aber wohl, etwas zu sagen.

Er nahm ein paar Tage lang alle diese Gerüchte mit der Gutmüthigkeit eines Arbeitsgenossen auf, der seine Genossen beklagt, mit der Milde des Henkers, der immer zum armen Sünder zu sagen scheint, selbst während er ihm die Schaffottoillette macht: „Grausame Richter!"

So daß, Dank sei es dem Stillschweigen von

Auger, die Gerüchte Bestand erlangten; so daß der Zorn so tiefe Wurzeln faßte, daß Gott selbst, der die Herzen verwandelt und die Leiber verändert, sich nicht mehr die Mühe gab, aus dem mit Lolch und Disteln mit giftigen Spitzen besäeten Felde Frankreich das Unkraut auszuraufen.

„Ist es wahr," fragte man eines Tages Auger, „ist es wahr, daß der Hof, um Réveillon zu belohnen, ihm das Band vom heiligen Michael zugesandt hat?"

Diese alberne Neuigkeit, die der einfältigste redliche Mensch mit einem guten Gelächter aufgenommen und mit einem einzigen Worte, wie sie es verdiente, vernichtet hätte, empfing Auger mit einem so bewunderungswürdig betonten: „Wahrhaftig!" daß man unmöglich errathen konnte, ob die Neuigkeit wahr oder falsch war, ob Auger sie wußte oder nicht wußte.

Da zweifelten diejenigen, welche bis dahin gezweifelt hatten, nicht mehr.

Und man wiederholte sich von der Kasse von Auger weggehend, der Kassier selbst habe die Uebersendung des Bandes vom heiligen Michael an Réveillon bestätigt.

Es wäre nur vielleicht nothwendig, unseren Lesern mit ein paar Worten zu erklären, warum sich Auger zu einem so vertrauensvollen Politiker, zu einem so leichten Beifallsspender des Volkes gemacht hatte.

Waren es nur der Haß und die Rache, die Auger zu handeln bewogen, wie wir ihn haben handeln sehen?

Es war ein wenig dies; es gibt Leute, die das

Gute, was man ihnen thut, nicht verzeihen können, und Réveillon hatte, zu seinem Unglücke, Auger Gutes gethan.

Doch der Haß und die Rache waren nicht die einzigen Triebfedern von Auger: es war noch das Interesse im Spiele.

Auger arbeitete für sich selbst bei diesem Handel, der den Credit von Réveillon zu verschlingen drohte.

Gewisse Menschen lieben die Unordnung, wie die Raubvögel das Blutbad und den Tod lieben.

Da sie nicht von lebendigen Leibern leben können, mit denen sie um ihre Nahrung zu streiten hätten, so wünschen sie die Zerstörung, die ihnen einen leicht erlangten Fetzen Fleisch sichert.

Auger hatte den Plan ersonnen, seinen Herrn ganz einfach zu Grunde zu richten, um ihm im Unglücke ein gutes Stück von seinem Vermögen zu entreißen.

Dieses abscheuliche Werk, das die unablässige Beschäftigung seines Innern geworden, verfolgte Auger zugleich offen und unsichtbar: offen, indem er Réveillon vollends durch seine Erzählungen und seine vertraulichen Mittheilungen irre führte; unsichtbar, indem er den ganzen Haß, den ein reicher Handelsmann um sich her erweckt, unterhielt und anschürte.

In dem Augenblicke, wo die Ereignisse, die wir zu erzählen im Begriffe sind, sich vorbereiteten, fing Réveillon an, ohne sich den Druck, den er empfand, erklären zu können, das Gewicht aller der giftigen Blicke zu fühlen, die auf ihm lasteten; er hörte, ohne

es zu begreifen, das Gemurmel dieser Worte, dieser Sätze, die um ihn her brummten.

Doch alle diese Vorzeichen, diese mißtrauischen Mienen, diese gehässigen Blicke, diese Unheil verkündenden Gerüchte übersetzten sich für den Handelsmann durch die Worte: der Credit des Hauses.

Réveillon rief alle seine Fonds zu sich, wie ein General, der einen Angriff ahnt, seine Soldaten und seine Räthe zu sich ruft.

Die Fonds von Réveillon waren beträchtlich; es gab damals keine andere solide Anlagen, als den Ankauf von Gütern oder der Umschlag von Kapitalien im Handel.

Renten und Actien hatten keinen Werth mehr, seitdem der Staat wankte.

Réveillon befahl seinem Kassier, den genauen Auszug seines Activvermögens zu machen, und beauftragte ihn, alle seine freien Fonds, — ohne sie indessen in baares Geld zu realisiren, — verfügbar zu halten.

Réveillon nahm sich vor, an einem schönen Morgen Alles zu baarem Gelde zu machen und ohne: Aufgepaßt! zu rufen, aus seinem Geschäfte als Triumphator durch eine ehrenhaft, aber plötzlich geöffnete Thüre wegzugehen.

Er stellte sich die Freude seiner Kinder vor, wenn sie dann außer dieser schon verdorbenen Atmosphäre leben könnten, wenn auf einem Landgute oder in einem Hotel der friedlichen Quartiere der Wähler Réveillon den Bürger und den Notabeln spielen könnte, ohne je anderen Gesichtern als denen seiner Freunde zu begegnen.

Eine sehr einfache Rechnung! Wie, — um die vorhergehende Vergleichung fortzusetzen, — der General in seinem Bereiche die Truppen hält, deren er im Augenblicke der Action bedarf, mittlerweile aber, um das Land zu decken, dieselben Soldaten benützt, die er beim ersten Trommelschlage unter den Fahnen haben wird, — so hatte sich Réveillon durch die Sammlung und Vereinigung seines Papiers eine leichte Realisirung in einem Monat gesichert: seine Effecten ruhten in guten Portefeuilles, oder in seinem eigenen, — Effecten in baares Geld umsetzbar, sobald er wollte.

Auger begriff dieses Manoeuvre; er begriff besonders, daß seine Beute ihm entschlüpfte.

Réveillon mit seinem Kaufmannsinstincte vereitelte die Berechnungen des Bösewichts. Kraft des Axioms aber: „Wer nichts wagt, gewinnt nichts,“ wagte es Auger, einen Theil von diesem Papier zu verwerthen und damit einige Louis d'or zu machen.

Diese Louis d'or schloß er in seine Kasse ein, bereit, Réveillon zu antworten, die Zeiten seien nicht sicher, ein ehrenwerther Wähler könne vom Volkshasse bedroht werden, er könne genöthigt sein, zu fliehen, und man fliehe nicht mit Handelseffecten in seinem Portefeuille, sondern mit schönen, guten Louis d'or, die in Frankreich und im Auslande Curs haben.

Und da diese Erklärung ihre Entschuldigung gerade in der Ergebenheit von Auger für seinen Herrn hatte, da nichts in der Vergangenheit von Auger, nämlich in der Réveillon bekannten Vergangenheit, zum ge-

ringsten Mißtrauen berechtigte, so rettete diese Erklärung Alles.

Réveillon hatte aber kein Mißtrauen: Réveillon untersuchte seine Kasse nicht; die Louis d'or ruhten darin friedlich in ihren Rollen, vereinigt in der Tiefe eines guten Sackes, den Auger solid gewählt hatte, wie es die Pflicht eines guten Kassiers war.

Nun, da der Leser eine unseren Absichten entsprechende Meinung von Auger gefaßt haben wird, wollen wir diesen gemeinen Korb, worin so viele häßliche Insekten summen, verlassen und zu lachenderen Gemälden zurückkehren.

Ach! diese Gemälde werden rasch vorüberziehen! Die Epoche der ephemeren Vergnügen ist gekommen.

LV.

Wie Rétif de la Bretonne von einem Erstaunen zum andern übergeht.

Der Vater Rétif, so wenig hellsehend er war, hatte am Ende doch bemerkt, die Haushaltung seiner Tochter sei nicht gerade eine gute Haushaltung.

Hierüber befragt, hatte Auger nichts geantwortet; gedrängt, zu sprechen, war er aus dem Hause entflohen, wo er nur selten mehr erschien, beschäftigt, wie er war, mit seinen Clubbs und seinen Geheimnissen.

Die Mahle fanden, wie gesagt, bei Ingénue statt; Anfangs waren sie von einer Melancholie gewesen, welche bis zur Traurigkeit ging; dann waren sie allmälig heiterer geworden; endlich hatten sie durch

das fröhliche, kindische Gelächter seiner Tochter Rétif an seine guten Tage des vorhergehenden Jahres erinnert, als seine Tochter noch ein Mädchen war und ihrem Vater schmeichelte, um ihren Geliebten vor ihm zu verbergen.

Man erinnert sich dessen, was die zwei Kinder einander versprochen hatten: sich alle Tage schreiben, mit Hülfe eines Fadens ihre Briefe herunterlassen und hinaufziehen, sich in jedem von diesen Briefen sagen, sie lieben sich und sie werden sich immer lieben; das war das festgesetzte Programm, das war das befolgte Programm, und es genügte vierzehn Tage lang für ihr Glück.

Was aber kommen sollte, kam. Christian wurde so flehend, während er ehrerbietiger als je blieb, daß Ingénue einsah, es wäre Grausamkeit, einem Manne, der sein Wort so getreulich hielt, eine Stunde der süßen Plauderei zu verweigern, die sie ihm schon im Jardin du Roi bewilligt hatte.

Nur war das Rendez-vous diesmal im Luxembourg.

Christian hatte gebeten, es möge dieses Rendez-vous zwischen zwei und drei Uhr stattfinden. Er wußte wohl, was er, diese Stunde wählend, that: die Nacht würde bald kommen, und ein Liebhaber, so ehrfurchtsvoll er auch sein mag, gewinnt immer etwas bei der Dunkelheit.

Es vergingen aufs Neue acht Tage im Briefwechsel; nach Verlauf dieser acht Tage erhielt Christian abermals ein Rendez-vous, und diesmal war es beim Cours-la-Reine.

Doch bei keinem dieser Rendez-vous willigte Ingénue ein, Christian in das eine oder das andere

von den kleinen Häusern zu folgen, die der Herr Graf von Artois zu seiner Verfügung gestellt hatte.

Endlich wurden diese Rendez-vous, während sie ihre Unschuld behielten, so häufig, daß Rétif die Abwesenheiten seiner Tochter zu bemerken anfing. Er befragte Ingénue, Ingénue wich jedoch seinen Fragen aus.

Er kam auf die Vermuthung, man habe ein Geheimniß vor ihm.

Als Vater, wandte er die List an, die den Ehemännern fast immer glückt; er gab sich eines Tags, um die Mittagsstunde, den Anschein, als ginge er aus, und sagte dabei seiner Tochter, er habe bei seinem Buchhändler zu thun und werde erst am Abend zurückkommen; dann legte er sich in einem Fiacre, am Eingange des Faubourg Saint-Antoine, in den Hinterhalt.

Einen Augenblick nachher sah er Ingénue von Hause weggehen.

Ingénue stieg selbst in einen Fiacre; Rétif folgte ihr und sah sie hinter dem Invalidenhause aussteigen.

Hier erwartete sie ein junger Mann.

In diesem jungen Manne erkannte Rétif de la Bretonne Christian.

Rétif kehrte nach Hause zurück; er versprach sich eine schöne Moralsitzung und liebkoste zum Voraus in seinem Geiste alle Perioden der Rede, die er an seine Tochter zu halten gedachte.

Als die junge Frau zurückkam, fand sie in der That ihren Vater in seinen Schlafrock drapirt, und

bemüht, ihr gegenüber das anzunehmen, was man auf dem Theater eine Effectstellung nennt.

Da begann er die vorbereitete Rede.

Eine halbe Stunde lang zählte Rétif die Handlungen des Unrechts seiner Tochter auf, rühmte er Auger, beklagte er ihn, verzieh er ihm, begriff und entschuldigte er seine Abwesenheiten, da ihm ohne Zweifel die unziemliche Aufführung seiner Frau bekannt sei, und er sich bei seinem sanften Charakter genöthigt gesehen habe, die Tyrannei eines Edelmanns zu ertragen.

Ingénue hörte mit ihrer gewöhnlichen Ruhe, als aber ihre Geduld ihr Ende erreicht hatte, nahm sie auch das Wort, und ohne Haß, fast ohne Belebung, wie ein höheres Wesen, das solche Schändlichkeiten nicht hatten berühren können, erzählte sie Alles, stellte Auger an seinen wahren Platz und schmierte ihn mit seinen wahren Farben an.

Wir sagen anschmieren, weil wir erkennen, daß das Wort malen zu schwach für das Bild ist, das wir zu produciren haben.

Wer war erstaunt, wer war entrüstet, wer äußerte sich hierüber, wer versprach, Klage zu führen, wer schwor, sich eine Feder zu schneiden und Auger damit zu ermorden? Rétif.

Ingénue hielt ihn zurück. Es kannte eine bessere Philosophie, das sanfte, reizende Geschöpf.

Doch so sehr die Erzählung von Ingénue Rétif gegen Auger erbittert hatte, eben so sehr hatte sie ihn für Christian eingenommen; ein Mann der Einbildungskraft hatte Rétif auf der Stelle aus dem Pagen einen Romanhelden gemacht.

„Was ihn betrifft," rief Rétif, nachdem er gegen Auger losgezogen, „was Christian betrifft, das ist etwas Anderes, er ist ein reizender junger Mann; er muß mit uns leben . . . Durch fortwährenden Verrath an den Gesetzen der Gesellschaft stoßen uns die Bösen zurück und werfen uns allmälig den Gesetzen der Natur zu. Christian muß Dein wahrer Mann sein! Du mußt Dich, da sich das Gesetz schändlich zeigt und Dich zu einem ewigen Witwenstande, zu einer grausamen Qual verurtheilt, Du mußt Dich in den Schooß Deines Vaters flüchten und vom alten Beschützer Deiner Jugend einen neuen Beistand, etwas Seltsames, Unerhörtes, um Dich zu retten, fordern."

Ingénue schaute ihren Vater mit ganz erstaunten Augen an.

„Höre," sprach Rétif, „für die großen Uebel die großen Mittel, meine Tochter! Ich will nicht, daß Du die schändlichen Liebkosungen dieses Menschen länger erduldest. Es ist genug, daß die zarte Blüthe Deiner ersten Liebe ihm geopfert worden ist; Du würdest Dich prostituiren durch eine Gefälligkeit, die das Gesetz gebietet und die Moral, meiner Ansicht nach, verwirft. Dem zu Folge befehle ich, Dein Vater, Dir, Deinen Mann wegzujagen, will er fortan bei Dir seinen Gattentitel geltend machen. Verstehst Du, meine Tochter? Du mußt ihn wegjagen!"

„Das ist ja geschehen, mein Vater," antwortete Ingénue ruhig.

„Ah! das ist geschehen?"

„Ja."

„Du hast ihm verweigert . . .?"

„Sicherlich."

„Gute Erlösung! Nur," fügte Rétif, seine väterlichen Augen zum Plafond aufschlagend, bei, „nur vergieße ich blutige Thränen, denke ich an diese Jungfrau dem Elenden preisgegeben und, einer andern Andromeda ähnlich, an den Felsen der Tugend und der Ehrlichkeit gefesselt."

„Ich glaube, Sie täuschen sich abermals, mein Vater," entgegnete Ingénue, die Augen niederschlagend, denn seit ihrer Versöhnung mit Christian hatte das arme Kind gelernt, es gebe Geheimnisse, über die eine Frau erröthen könne, ohne schlimme Gedanken zu veranlassen.

„Wie, ich täusche mich?" rief Rétif. „Habe ich das Gedächtniß verloren? bin ich kindisch geworden? Habe ich, — ich unglücklicher Blinder, der ich bin! — nicht darauf bestanden, daß Du diesem Elenden Deine Hand geben sollst? Hast Du sie ihm nicht vor dem Altar gegeben, und ist dieser Erzschurke nicht Dein Gatte?"

„Ja, allerdings."

„Haben wir nicht das Hochzeitmahl gehalten?"

„Leider!"

„Ein Mahl, nach welchem ich, der Familienvater, die Mutter vertretend, die nicht mehr ist, meine Tochter nach dem alten Brauche in das Hochzeitgemach geführt habe . . ."

„Mein Vater . . ."

„Aus welchem ich wegging . . ."

„Mein Vater . . ."

„Und wo der Gatte eintrat?"

„Erinnern Sie sich denn nicht mehr dessen, was ich Ihnen gesagt habe, mein Vater?"

„Was hast Du mir gesagt? Laß hören! denn, wahrhaftig, ich verwirre mich ganz."

„Ich habe Ihnen gesagt, statt des Gatten sei der Herr Graf von Artois in mein Zimmer eingeführt worden."

„Ah! mein Gott, ja! . . . Also der Prinz! Und, in der That, meine schöne, meine keusche Ingénue war wohl würdig eines Prinzen, würdig eines Königs, würdig eines Kaisers!"

„Mein Vater, Sie täuschen sich abermals."

„Wie, ich täusche mich abermals?"

„Mein Vater, ich habe Ihnen gesagt, und ich wiederhole Ihnen: beim Scheine der Nachtlampe, welche angezündet zu lassen ich besorgt gewesen, erkannte ich den Prinzen . . ."

„Nun?"

„Als ich ihn erkannte, bat ich ihn, meine Schwäche und meine Ehre zu schonen, und, edelmüthig wie ein loyaler Ritter, zog sich der Prinz als Biedermann zurück."

„Ah! ah! er zog sich zurück?"

„Ja, mein Vater, und ich muß sagen, der Herr Graf von Artois war sehr gut gegen mich."

„Vollende doch, mein armes Kind."

„Aber, mein Vater, ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon gesagt habe."

„Wiederhole also!"

„Nun wohl, ich habe Ihnen erzählt, nach dem Abgange des Herrn Grafen von Artois, der mich rein und respectirt ließ, sei es Herr Christian, der-

jenige, den Sie so eben bewunderten, gewesen, welcher in mein Zimmer eingetreten."

Diesmal schlug Ingénue ihre Augen wieder erröthend nieder.

„Ah!" rief Rétif, „das ist es! ich begreife sehr gut: was weder der Gatte, der seine heiligen Rechte verkauft, noch der Prinz, der redlich gewesen, erlangen konnten, es ist der Liebhaber, es ist dieser Liebhaber geführt durch die ewige Liebe, durch den kleinen Gott, der hier hell sieht, trotz der Binde, die er auf den Augen trägt; es ist dieser dem Tode entwischte Schelm von einem Pagen; es ist Herr Christian, der es davon getragen, Dank sei es seinen Bitten, Dank sei es seiner Blässe und dem günstigen Augenblicke seines Besuches. Nun wohl, wenn ich es Dir sagen soll, das ist mir nicht ärgerlich: im Gegentheile . . . Ah! ah! es ist also Herr Christian! O Natur! o Natur!"

Ingénue antwortete durch eine reizende kleine Grimasse und durch eine Serie von Geberden, welche dazu dienten, mit Gewalt die zwei Arme, die Rétif beharrlich zum Himmel aufgehoben hielt, niedersinken zu machen.

„Es ist eben so wenig Herr Christian, als es die Anderen sind," sagte sie, sobald es ihr gestattet war, ein Wort anzubringen; „Herr Christian, derjenige, welchen ich liebte, derjenige, welcher mich liebte . . ."

„Nun?" fragte Rétif.

„Er ist derjenige von Allen, welcher mich am meisten respectirt hat."

„Bah!" rief Rétif mit einem Erstaunen, das

bei dem Greise einen sehr entschiedenen Skepticismus hinsichtlich der Unschuld der Liebe offenbarte. „Dann ist seitdem . . . ja, ich begreife, es ist seitdem das Opfer vollbracht worden?“

„Sie täuschen sich immer, mein Vater! weder damals, noch seitdem.“

„Also,“ rief Rétif mit einer Bewunderung, welche nicht ganz von Zweifel frei war, „also Du bist immer noch meine Tochter? Du bist immer Ingénue? also Ihr habt Beide in Eurer muthigen Keuschheit ausgeharrt? Beide jung, Beide blühend, Beide verliebt!“

Sodann, mit einer Rückkehr zum Zweifel, und seiner Tochter scharf in die Augen schauend:

„Ist es wirklich wahr, Alles, was Du mir da erzählst?“

„Mein Vater,“ antwortete Ingénue, „ich erkläre Ihnen beim Andenken meiner Mutter, daß ich nicht aufgehört habe, Ihre Tochter und die ehrlichste Frau zu sein, die Sie kennen.“

Rétif las die Wahrheit in diesen Augen von einem tiefen, wie das Wasser der helvetischen Seen durchsichtigen Azur.

„Ah! ah!“ sagte der Greis, der sichtbar zu seiner ersten Idee zurückkehrte, „nun wohl, man muß Deine Hochzeit machen.“

„Wie, meine Hochzeit?“

„Ja, der indiscrete Cupido soll nicht insgeheim diesen so lange bewahrten Schatz von Unschuld und Tugend stehlen. Ich werde der Oberpriester sein, der Deine neue Verbindung einsegnet; ich werde Deinen Mann diesen jungen Christian nennen, der

übrigens ein wackerer Junge, ein allerliebster Edelmann ist."

Ingénue machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Höre, höre meine Ideen, liebe Ingénue," sprach Rétif, „und Du wirst sehen, was Alles an Jugend und Großmuth noch im Herzen Deines alten Vaters vorhanden ist."

„Ich höre," erwiederte Ingénue, halb freudig, halb besorgt.

„Nun wohl," sagte der Greis, „wir werden Dir eine zugleich bescheidene und freundliche Wohnung wählen. Man wird dort eine kleine Wirthschaft voll Eleganz einrichten; ich führe Dich dahin und spreche die sacramentlichen Worte, die Dich mit diesem neuen Gatten verbinden werden; wonach Du wohl verheirathet durch meinen Willen, durch meine Wahl nur noch Deine Maßregeln in den Augen des Gesetzes, das barbarisch und blind ist, zu nehmen brauchst; Du wirst aber wenigstens nicht mehr vor Deinem Vater zu erröthen haben! und ich werde, statt der Leere und der Verlassenheit, die mich bedrohen, zwei Kinder haben, die mich segnen werden für das süße Leben, das ihnen mein festes Dazwischentreten geschaffen hat. Ah! meine Ingénue, das ist eine abgemachte Sache. Du stellst mir den jungen Edelmann vor; ich frage ihn, ob seine Absichten rein seien, und will er Dich zur legitimen Gattin nehmen, in Erwartung der Gelegenheit, sich mit Dir durch unauflösliche Bande zu vereinigen, so wird, da ich nicht zweifle, daß er annimmt, die Ehe bald geschlossen sein . . . Nun, sprich, bist Du glücklich? habe ich meine Vaterrolle gut gespielt? und habe ich da nicht

einen herrlichen, siegreichen Gedanken, einen Gedanken Rousseau's würdig, einen Gedanken, der die wahre und gesunde Philosophie wird lächeln machen, den Gedanken, meine Tochter nach ihrem Herzen und nach dem Willen Gottes, der Menschen ungeachtet und dem Gesetze zum Trotze zu verheirathen?"

Ingénue ließ träumerisch, — denn die Worte erstickten sie und die Ideen auch, — ihre beiden Hände, die der gute Mann genommen hatte und in den seinigen streichelte, wieder fallen. Ein Schleier breitete sich über ihren sanften Zügen aus, und etwas Entschlossenes, Starres, wie der Stahl, brach gleichsam aus ihren blauen Augen hervor.

„Mein Vater," sprach sie, „ich danke Ihnen aufrichtig und aus tiefstem Herzen; Herr Christian und ich, wir haben uns aber in dieser Hinsicht verständigt."

„Wie, Du schlägst es aus?" rief Rétif.

„Ich lasse Ihrer unerschöpflichen Güte alle Gerechtigkeit widerfahren, mein Vater. Doch so gut Sie sind, ich nehme Ihren Vorschlag nicht an. Ich weiß, was er Alles Muthiges und Verführerisches hat; das Unglück von so vielen Frauen wahrnehmend, habe ich mir aber geschworen, nie solchen Mißgeschicken durch eine Unklugheit zu trotzen. Nein, ich will nicht die Maitresse eines Mannes sein, und besonders nicht des Mannes, den ich lieben würde. Ich liebe, und ich fühle, daß es für immer ist: meine Seele ist nicht gemacht, um das Gefühl zu wechseln; diese Liebe bildet gegenwärtig mein Leben! Am Tage, wo ich die Kette bräche, die ich an die Seele von Herrn Christian löthen lasse, würde ich sterben!

Vielleicht wird er mich eines Tages nicht mehr lieben, das ist möglich; doch ich gefalle mir in dem Gedanken, daß ich an diesem Tage vor Schmerz stürbe . . . Das ist mir lieber, als vor Scham zu sterben."

Rétif riß die Augen wie bestürzt auf; er hatte nie, selbst nicht in seinen Büchern, die Frauen mit dieser Entschiedenheit und mit dieser Sicherheit der Theorie sprechen hören.

„Ja," fuhr Ingénue fort, „und Sie werden meiner Ansicht sein, mein Vater, dessen bin ich sicher. Die Lage einer Maitresse ist falsch im Leben. Ich bekäme Kinder, wie mir Herr Christian gesagt hat. Nun, was würde ich mit diesen Kindern machen? Sie wären verachtet; ich selbst, ich würde zittern, wenn ich sie küßte! Nein, mein Vater, nein, ich habe einen Stolz, der meine Liebe noch übersteigt. Nie wird mich Jemand auf dieser Welt verachten, und damit ich zu diesem Resultate gelange, darf ich nicht zuerst aufhören, mich zu achten."

Rétif hörte Alles dies mit gekreuzten Armen an; als Ingénue schwieg, horchte er noch.

„Ah!" sagte er ganz niedergeschlagen, „die Vernunft, wenn sie zu stark ist, wird Unvernunft! Stellst Du Dir zufällig vor, Herr Christian werde sich lange in diese Paradoxen schicken?"

„Er hat es mir versprochen, mein Vater; er hat mehr gethan: er hat es mir geschworen!"

„Ei!" entgegnete Rétif, „was man in der Liebe verspricht, was man schwört, ist in dem Augenblicke, wo man es verspricht, wo man es schwört, etwas, was sich schwer halten läßt; ist es schwer, so ist es

also schmerzlich, und wenn es schmerzlich ist, so kann es nicht dauerhaft sein."

Ingénue schüttelte den Kopf.

„Er hat es mir versprochen, er hat es mir geschworen," wiederholte sie; „er wird sein Versprechen erfüllen, er wird seinen Schwur halten."

„Ach! mein armes Kind," erwiederte Rétif, „Du rechnest ohne die Erfahrung. Es wird ein Tag kommen, wo Dein Liebhaber anspruchsvoller sein wird, und wo Du schwächer sein wirst."

„Nein, mein Vater."

„Dann liebst Du ihn nicht!"

„Oh!" rief Ingénue, „ich liebe ihn nicht!"

Erstaunt über den Ausdruck, den Ingénue in ihre Worte gelegt hatte, schaute Rétif diese schöne Statue der jungfräulichen Reinheit tief an.

„Bemerke wohl, mein Kind, daß er, angenommen, er sei treu, wie Du das annimmst, vielleicht den Tod Deines Mannes wird abwarten müssen. Auger ist dreißig Jahre alt: er kann noch fünfzig Jahre leben; Ihr werdet jedes siebzig alt sein, und Christian sogar vierundsiebzig: das ist das Alter der Weisheit."

„Mein Vater, es wird sich eine Gelegenheit bieten, meine Ehe zu lösen."

„Ah! Du glaubst?"

„Ich bin dessen sicher."

„Und dann?"

„Dann wird Christian mich heirathen."

„Er hat es Dir auch versprochen?"

„Ja, mein Vater."

„Erhaben! erhaben Beide!" rief der Greis in

Gegenwart dieser seltsamen Macht. „Wie stark ist die heutige Jugend! Ah! wir werden alt . . . Es sei! meine Tochter! mache es, wie Du willst!"

Und er küßte sie zärtlich.

„Gleichviel," fügte er mit bewegter Stimme bei, „beschleunige immerhin die Gelegenheit; glaube mir, das ist sicherer als Alles."

„Ich beschleunige sie," erwiederte Ingénue.

„Wie dies? Ist das ein Geheimniß?"

„Nein, mein Vater. Ich bete!"

Der Philosoph Rétif schüttelte den Kopf.

„Oh!" sagte Ingénue, „Gott hat mir noch nie etwas verweigert."

„Du hast Glück. Welchem Umstande schreibst Du das zu?"

„Dem, daß mein einziger und alleiniger Geliebter der Schutzengel ist, den er mir gesandt hat, um ihm meine Gebete zu übermitteln."

LVI.

Wo der Sturm wächst.

Wir haben in einem der vorhergehenden Kapitel gesehen, auf welche Art Auger die Angelegenheiten von Réveillon geführt, und wie er seine Maßregeln getroffen, um eintretenden Falles eine gewisse Quantität Gold verfügbar zu finden. Kehren wir zu diesen Angelegenheiten zurück.

Wir haben auch gesagt, der Tapetenfabricant sei zum Wähler ernannt worden. Fügen wir bei, diese Würde habe ihm viele Feinde gemacht.

Seit einigen Wochen veränderte sich Paris augenscheinlich: man trat aus dem gräßlichen Winter von 1788 hervor, in dessen Mitte der Ofen der Wahlen sich entzündet hatte; ausgehungert, erfroren, daß man hätte glauben sollen, es ringe mit dem Tode, fing Paris doch plötzlich an Flammen auszuwerfen, zu tosen und auszubrechen wie ein Vulkan. Müde der Tage der Aufregung, die man durchgemacht, ruhten die Leute von Ordnung und Verstand; doch gerade weil sie ruhten, begannen diejenigen, welche ein Interesse bei der Unordnung hatten, ihre unterirdischen Wühlereien.

Es braucht Jahrhunderte, um ein Volk zum Zustande des Aufwallens zu bringen; ist es aber einmal zu diesem Zustande gelangt, so steigt es unablässig, bis es selbst den revolutionären Herd, der es sieden macht, mit seinen überströmten Wellen ausgelöscht hat.

Die Wahl von Réveillon, das heißt von einem Gemäßigten unter den Gemäßigten, hatte die entgegengesetzte Partei ungemein erbittert; man hörte nichts als Geschrei gegen den unglücklichen Handelsmann, diesen Verräther, der so unklug gewesen, zu erklären, der Tag eines Arbeiters sei mit fünfzehn Sous reichlich bezahlt.

Von jener Zeit an war, wie man sieht, die Frage, die sich 1848 erneuerte, hiebei; die Bürger, die Handelsleute, kurz diejenigen, welche den Proletarier beschäftigen, behaupteten, dieser widerspänstige Proletarier, voll schlimmer Absichten, wolle nicht mit fünfzehn Sous leben, während der Proletarier ganz einfach

antwortete: „Nicht, daß ich nicht will, sondern ich kann nicht."

Allmälig zählten sich die Proletarier: sie sahen, daß sie sehr zahlreich waren, und als sie sich ihrer Zahl wohl versichert hatten, gingen sie von der Verleugnung zur Drohung über.

Und da am Ende Réveillon die erste Ursache von Allem dem war, so war er es auch, den wachsend dieser Lärm besonders bedrohte. In dem Augenblicke, von dem wir sprechen, erheischte es die Sicherheit, fast die Nothwendigkeit, daß man seine Meinungen veröffentlichte oder sie auf irgend eine Art kund machte.

Wir sind weit davon entfernt, zu versichern, diese Manifestationswuth habe je in Frankreich gute Resultate herbeigeführt; da man aber übereingekommen, da es sogar erwiesen, daß der französische Charakter der offenste und demonstrativste der Charaktere ist, so muß man sich wohl zu den Demonstrationen entschließen, wenn sie stattfinden.

Die Leute vom Faubourg . . . Hier eröffnen wir eine Parenthese, denn es geziemt sich für uns Romanendichter, im Namen der Geschichte zu protestiren: die Geschichte hat gesagt: „Die Leute vom Faubourg;" wir wiederholen nach ihr: „Die Leute vom Faubourg;" doch wir fügen bei: es waren nicht die Leute vom Faubourg allein. Viele Leute, werden wir sagen, um wahrer zu sein, hatten sich von allen Winkeln von Paris versammelt, um es einstimmig schlecht zu finden, daß Réveillon zu einem so mäßigen Preise den Tag der Arbeiter taxirt hatte, und was in ihren Augen Réveillon noch viel strafbarer machte, war,

daß er, nachdem er selbst als Arbeiter angefangen, vom Fleiße der Arbeiter gelebt und sich bereichert hatte.

Es gab aber zu jener Zeit eine Strafe, die man, um so leichter anwandte, als man bis dahin den Schuldigen nicht viel zu Leide gethan hatte: man verbrannte im Bildnisse.

Die Brenner, welche eine besondere Klasse der Gesellschaft zu bilden schienen, hatten schon einzeln oder mit einander Herrn von Calonne, Herrn von Brienne, Herrn von Meaupeou, Herrn von Lamoignon und sogar unsern Freund Dubois, den Ritter von der Wache, verbrannt. Sie beschäftigten sich also damit, da ihnen die Gelegenheit geboten war, ein wenig, und zwar auf eine ergötzliche Art, Réveillon den Aristokraten, Réveillon das schlechte Herz, Réveillon den schlechten Bürger zu verbrennen. Wie wäre er erstaunt gewesen, der naive Handelsmann, hätte er gehört, wie man ihm alle diese Titel gab und leise an ihn verschwendete!

Es war übrigens nicht schwierig, Herrn Réveillon auf die möglichst ergötzliche Art zu verbrennen, und man hatte jede Leichtigkeit hiefür.

Réveillon war kein Minister; er hatte keine Wachen, keine Schweizer, keine Gitter mit Regimentern dahinter aufgestellt.

Er wohnte in einem Hause, in seiner Fabrik hinter einem Fensterwerk, im Hintergrunde eines beständig offenen und kaum von einem Hunde beschützten Hofes.

Man mußte ein wenig sehen, was dieser Wehr-

wolf Réveillon machte, während man ihn im Bildnisse verbrennen würde.

Der Ritter von der Wache, der sich so eifrig in die Sache der Herren von Lamoignon und von Brienne gemischt hatte, würde sich sicherlich nicht in die von Herrn Réveillon mischen.

Wer war Herr Réveillon? wußte man nur bei Hofe, was bei Herrn Réveillon vorging?

Am 27. April fingen also die Barrièren von Paris, gegen neun Uhr Morgens, an den schäumenden Koth passiren zu lassen, den jede Gosse der Hauptstadt wie eine Schleuse ausspeit und als eine Lebensmaterie auf's Neue schafft, wenn der Tag der revolutionären Executionen gekommen ist.

Mit dieser Menge verbanden sich alle Ausgehungerten vom Winter, ihre bleichen Wangen und unter ihren Lippen, welche fast so bleich als ihre Wangen, eine doppelte Reihe von bedrohlichen Zähnen zeigend.

Anfangs schien diese ganze Masse keinen sehr bestimmten Plan zu haben, und da sich Niemand ihrem Marsche widersetzte, so war ihr Marsch langsam und zögernd. Diese Unglücklichen blieben in Gruppen stehen, und mitten unter diesen Gruppen, wie es fast immer geschieht, nahm ein Redner das Wort, um die Frage zu lösen, ob sie frei seien oder nicht, und ob sie nicht, sobald sie Wähler haben, in einer Republik seien.

Ueber diesen letzten Punkt blieb man im Zweifel, doch der erste, der der Freiheit, wurde bejahend entschieden.

Und aus dieser Freiheit schlossen sie natürlich auf das Recht, Réveillon im Bildnisse zu verbrennen,

weil er die Vermessenheit gehabt, sich des Verbrechens der Volksbeleidigung schuldig zu machen.

Man verfertigte einen ungeheuren Strohmann, noch vier bis fünf Fuß größer als die der Herren Lamoignon und Brienne; was, wie man sieht, eine ungemeine Ehre für einen einfachen Tapetenhändler war. Man decorirte diesen Strohmann mit dem großen schwarzen Bande, das der Hof der Sage nach Herrn Réveillon schicken sollte; auf die Brust des Strohmanns schrieb man sodann das Urtheil mit dem Verbrechen; wonach man aus dem Faubourg Saint-Antoine gegen die Bastille, in deren Nähe das Haus des Fabricanten lag, den zugleich grotesken und drohenden Zug marschiren sah.

Vor dem Hause von Réveillon angelangt, machte die Menge Halt; man hob ein paar Pflastersteine aus und pflanzte in die Erde die Stange, welche den Gliedermann trug; man reclamirte von der Gefälligkeit der Leute vom Quartier Stroh und Reisbündel, brennbare Stoffe, welche diese halb aus Furcht, halb durch den Neid bewogen, den die reichen Nachbarn immer ihren armen Nachbarn einflößen zu liefern sich beeiferten; dann hielt man an das angehäufte Material eine Fackel, die Fackel ergriff einen Bund Stroh, und die Menge fing an zu brüllen wie ein Löwe, der sich, ehe er sein Frühstück mit einem Ochsen oder einem Pferde macht, an Hasen oder an Gazellen versucht.

Doch bekanntlich führt immer eine Idee eine andere herbei; nach der Idee, Réveillon im Bildnisse zu verbrennen, kam der Menge die noch viel sinnreichere und noch viel mehr moralische, aus dem

Gesichtspunkte des Verbrechens, das er begangen, ihn in Wirklichkeit zu verbrennen.

Diese Strafe der Wiedervergeltung, bei der fast immer der Geist der Völker stehen bleibt, wenn nicht weil sie die gerechteste, sondern weil sie die logischste ist, bot sich übrigens auf eine natürliche Art dem Geiste der Menge. „Ein Mensch kann mit fünfzehn Sous täglich leben," hatte Herr Réveillon gesagt. „Nun wohl, Herr Réveillon muß ein wenig erfahren, was fünfzehn Sous täglich sind," sagte die Menge.

Da erschienen nun wirklich die seltsamen Gestalten, die sich nur an solchen Tagen zeigen; da erblickten die in den ersten Stockwerken der Häuser des Faubourg befindlichen Personen von fern jene häßlichen Bettler, versehen mit dicken Stöcken, die ihnen als Stütze dienten, bis sie ihnen als Keulen dienen könnten.

Ueberdies hatte man, wie man sich ganz leise sagte, gewisse Personen heimlich Geld unter die Gruppen austheilen sehen; man hatte dies am vorhergehenden Abend gesehen, man hatte es am Morgen gesehen, und wenn man aufmerksam schaute, sah man es im Augenblicke noch.

Es waren endlich mehrere anonyme Briefe an die Adresse von Réveillon abgeschickt worden; doch seltsamer Weise war ihm keiner derselben zugekommen.

Im Momente des Angriffs befand sich der Fabricant mit seinen Töchtern in seinem Garten; der Frühling versuchte ein erstes Lächeln, wie es die Natur so heiter stimmt; der Schnee, der die Erde während des strengen Winters von 1788 überschüttet und befruchtet hatte, schmolz allmälig unter dem

ersten Hauche des Zephyrs, wie Horaz gesagt hat, und wie es seitdem so viele Leute wiederholt haben, daß es von etwas Reizendem, Pittoresken etwas Gemeines, Triviales geworden ist.

Noch von ihrer Frühlingswolle umhüllt, fingen die Knospen an mit Energie aus den röthlichen Zweigen hervorzuspringen, unter denen man schon den Saft kreisen fühlte.

Gedrängt, ihre Farben zur Schau zu stellen und ihre Wohlgerüche zu verbreiten, blähten die Violen ihre Köpfe auf und schaukelten ihre goldenen Büsche über den Schlüsselblumen und den Veilchen.

Die Mauern, die man zwischen den kahlen Aesten der Bäume durch erblickte, erschienen noch weißer und gewaschener, abgetrocknet durch die Sonne, die ihre Dünste anzog.

Es lag mit einem Worte in Allem dem, was in den Augen der Menschen diese glückliche Epoche des Jahres repräsentirte, in den Blumen, in den Pflanzen und sogar in den Steinen etwas, was der Natur ein langes Leben und eine lange Wohlfahrt versprach.

In diesem Augenblicke, und obgleich beschäftigt mit seinen Arbeiten und seinen ländlichen Ideen, glaubte Réveillon ein entferntes Gemurmel zu hören.

Er horchte; seine Töchter horchten mit ihm.

Man fing übrigens an sich an Gährungen zu gewöhnen; seit den Wahlen zogen in allen den großen Pulsadern von Paris, die man die Quais, die Boulevards, die Rue Saint-Jacques und den Faubourg Saint-Antoine nennt, — und zwar bald mit Gesängen, bald mit Drohungen, — die mit ihren

Wahlen zufriedenen oder unzufriedenen Patrioten hin und her.

Einen Augenblick konnte Réveillon sich vorstellen, es sei einer von den Sturmwinden, wie er sie in den vorhergehenden Tagen hatte vorüberziehen sehen; er habe seinen geräuschvollen Weg durch den Faubourg genommen; doch nach Art der Wolken werde er passiren, ohne etwas Anderes zu verwüsten, als die Fensterscheiben und die Laternen.

Réveillon täuschte sich: der Sturmwind hörte nicht auf; er wuchs an Getöse und dumpfen Drohungen und concentrirte sich vor dem Hause des unglücklichen Wählers selbst; da er es nicht sah, so beurtheilte er es wenigstens so nach den Echos, welche das Geschrei um ihn her erweckte.

Er verließ den Garten, eilte nach der Seite der Höfe und sah, daß die Thore schon geschlossen waren; man war dem Befehle, den er geben wollte, zuvorgekommen.

Es erschollen indessen einige unheimliche, langsame Schläge an dem massiven Thore; sie waren nun das einzige Geräusch, das sich hörbar machte.

In der That, diese ganze Menge sprach kein Wort; das war wohl die Minute der schwer lastenden, bedrohlichen Stille, die den großen Krisen der Natur vorhergeht, wo der Vogel unter seiner Laube, das Rothwild in seinem Lager und sogar der Mensch, dieser ewige, die Erde oder den Himmel befragende Oedipus, schweigt.

Bei den Schlägen, die man an die Thüre that, näherte sich Réveillon ängstlich und öffnete einen in

der Dicke des Eichenholzes angebrachten, solid mit kleinen Drahtmaschen vergitterten Schalter.

Ein gelbes, erdfarbiges Gesicht mit struppigen rothen Haaren; zwei Augen oder vielmehr zwei Löcher, in deren Tiefe zwei angezündete Kohlen brannten; das waren die beruhigenden Gegenstände, welche Réveillon auf der andern Seite des Gitters einen Zoll von seinem Gesichte erblickte.

Er machte einen Schritt rückwärts und fragte: „Was wollen Sie von mir?"

„Wir wollen mit Herrn Réveillon sprechen," antwortete das häßliche Gesicht.

„Hier bin ich," erwiederte Réveillon ein wenig beruhigt durch die eichene Thüre und das eiserne Gitter.

„Ah! Sie sind Réveillon?"

„Ja!"

„Gut! so öffnen Sie."

„Wozu?"

„Wir haben Ihnen etwas zu sagen."

„Wer?"

„Schau!" sprach die Stimme.

Und der Unbekannte trat ein wenig auf die Seite, und entblößte vor den Augen des Wählers das imposante Schauspiel der ihm gegenüber zusammengeschaarten Menge.

Ein einziger Blick war hinreichend für den armen Réveillon, um das Ganze zu umfassen.

Häßliche Gesichter auf einander aufgehäuft, zerrissene Kleider, Dornenstöcke, verrostete Flinten, wackelige Pieken, und als Hintergrund für Alles ein Gewimmel von giftigen Blicken, ähnlich denen eine

Nestes voll Vipern, das in der Campagna von Rom der Unvorsichtige findet, der, da er schlecht vor sich hingesehen, einen verlassenen Fuchsbau eintritt.

Bei diesem Anblicke schauerte, erbleichte Réveillon, wich er zurück.

„Auf! auf! auf!" rief der Mann, der der Anführer der Bande zu sein schien.

Und er stieß mit seinem mit Eisen beschlagenen Fuße an das Thor.

„Aber was wollen Sie denn?" fragte Réveillon.

„Ah! Du willst wissen, was man von Dir will?"

„Allerdings."

„Nun wohl, man will in Deinem Hofe das Bildniß eines Bösewichts, eines Feindes vom armen Volke, eines Kornwucherers, eines Aristokraten verbrennen, der gesagt hat, ein Arbeiter könne wie ein Fürst mit fünfzehn Sous täglich leben!"

„Ich habe das nie gesagt! Gott behüte mich!" rief Réveillon erschrocken.

Und diese der Bande von dem Manne am Schalter wiederholten Worte erregten ein Gezische, das bis zu den Dächern der benachbarten Häuser aufstieg, dem Dampfe eines Erdharzkessels ähnlich, dessen Deckel man aufhebt.

Wie eine Antwort auf dieses Gezische hörte sodann Réveillon eine Stimme von Seiten des Hofes an sein Ohr dringen.

„Schließen Sie, Herr Réveillon! schließen Sie!" sagte die Stimme.

Er wandte sich um und sah Auger.

Ein paar Schritte hinter ihm und auf der Frei-

treppe des Hauses riefen die Töchter des Fabricanten ihren Vater mit Thränen und flehenden Worten.

„Schließen Sie, Herr! schließen Sie!" wiederholte Auger zum zweiten Male.

Réveillon schloß den Schalter.

Da erscholl ein furchtbarer Ausbruch von Gebrülle und Flüchen; es geschahen zugleich tausend Stöße an das Thor, als hätte man nur auf das Schließen dieses Schalters gewartet, um die Feindseligkeiten zu beginnen.

Auger schob Réveillon in die Hände seiner Töchter und einiger treu gebliebenen Arbeiter.

„Fliehen Sie! fliehen Sie!"

„Fliehen! und warum?" fragte Réveillon; „ich habe allen diesen Leuten durchaus nichts zu Leide gethan!"

„Hören Sie sie," sagte Auger.

Und seine ausgestreckte Hand bezeichnete Réveillon durch das Thor die Mörder, welche schrieen:

„Tödtet ihn! an die Laterne!"

Denn man dachte schon an den doppelten Nutzen, welchen man aus diesem langen eisernen Arme ziehen konnte, der bis dahin nur zum Tragen der Laternen gedient hatte.

Da die Regierung nicht mehr auf ihre Rechnung wollte henken lassen, so wollte das Volk, um dieses schöne Institut nicht zu verlieren, auf die seinige henken.

Erschreckt, betäubt, ließ sich Réveillon überreden, und er konnte sich, mit seinen Töchtern durch den Garten, dessen man sich noch nicht bemächtigt hatte, enteilend, auf einem langen Umwege nach der Bastille flüchten.

„Und nun wollen wir sehen, was hier vorgeht!" sagte Auger.

LVII.

Wo der Blitz einschlägt.

Das Thor widerstand indessen.

Ueberdies konnten sich die Angreifenden nicht enthalten, ein wenig umherzuschauen, und als sie kaum zweihundert Schritte von sich die Bastille emporragen sahen, diesen Granitriesen, der, um sie niederzuschmettern, nur den Blitz von einigen seiner Kanonen zu entzünden brauchte, so hatten sie noch bange vor dem Lärmen, den sie machten.

Sodann senkten sich von den Zinnen der Bastille ihre Augen nach allen Winkeln der Straßen, aus denen sie die Wache ausmünden zu sehen erwarteten, — jene erschreckliche Wache der Place Dauphine.

Andere befragten die Fenster von Réveillon, beunruhigt und mißtrauisch durch das Schweigen dieser Fenster; denn durch die Jalousien konnte eine Donnerbüchse ihren erweiterten Rachen vorstrecken und mitten unter diese compacte Masse ihre furchtbare Ladung senden, von der keine Kugel verloren gegangen wäre.

Man mußte übrigens die Bedingungen des Programms erfüllen und den berufenen Strohmann von Réveillon verbrennen.

Da geschah es, daß ein Eifriger eine Fackel an einen Bund Stroh hielt, wonach das Feuer ausbrach.

Der Abend kam: ein schöner Augenblick für das Flammenspiel!

Wir haben gesagt, das Thor sei von Anfang an geschlossen, und zwar glücklicher Weise geschlossen gewesen; das Feuer machte das Holz dieses Thores bersten, und bald verblendete der Rauch das ganze Haus.

Das Auto da Fe dauerte über eine Stunde; der Aufruhr dauerte schon einen halben Tag, und dennoch hatten sich kein Wehrgehänge, kein galonnirter Hut, kein Bajonnet im Faubourg gezeigt.

Woher kam diese Trägheit? Es ist traurig zu sagen: vom Hofe aller Wahrscheinlichkeit nach.

Der Tag des 27. April, zu dem wir gelangt sind, war für die Eröffnung der Reichsstände festgestellt worden. Der Hof, der ihre Zusammensetzung kannte, fürchtete nichts so sehr, als diese Eröffnung, welche schon auf den 4. Mai verschoben worden war; es handelte sich darum, es dahin zu bringen, daß sie am 4. Mai eben so wenig eröffnet würde, als sie am 27. April eröffnet worden war.

Der Hof hoffte nun, dieser Bande von fünf bis sechshundert Elenden, diesen hunderttausend Neugierigen, welche zuschauten, werden sich dreißig bis vierzigtausend Arbeiter ohne Brod und ohne Geschäft anschließen; die Plünderung, von der man ein Muster bei Réveillon geben würde, müßte bei diesen armen Leuten das unselige Verlangen erwecken, das gebotene Beispiel zu befolgen; man würde zehn bis zwölf reiche Häuser plündern, und das wäre ein genügender Vorwand, um die Stände zu vertagen und eine Armee in Paris und in Versailles zu concentriren.

Nichts störte also in ihren Operationen die Aufrührer des Faubourg Saint-Antoine.

Dadurch erfolgte, daß gegen drei Uhr Nachmittags die in Athem erhaltene Brust den Angreifenden abzuschwellen anfing; weder Vertheidigung des Hauses Réveillon, noch Intervention der Nachbarn, noch Einschreiten von Seiten der Behörde: man konnte also ohne Furcht handeln.

Gegen vier Uhr Abends griff man kühn die Thore an, und man begann im Ernste die Mauern zu ersteigen.

Nun erst sah man eine Abtheilung Hatschiere erscheinen, die mit den Angreifern zu parlamentiren anfing.

Diese Abtheilung war übrigens zu schwach, um etwas Anderes zu thun, als zu parlamentiren.

Als die Angreifer dies sahen, begannen sie wieder, ermuthigt durch diesen väterlichen Widerstand, die Belagerung des Hauses.

Da fingen die Schüsse an zu regnen; doch sie kamen zu spät: die Geister waren erhitzt. Die Steine antworteten auf die Schüsse, und die Hatschiere wurden in die Flucht geschlagen.

Sobald die Hatschiere in die Flucht geschlagen waren, handelte es sich nur noch darum, in das Haus einzubrechen.

Man gab sich nicht die Mühe, das Thor einzustoßen: man legte Leitern an die Mauern; man drang durch die Fenster ein, und diejenigen, welche zuerst eingedrungen, öffneten Thüren und Fenster denjenigen, welche außen geblieben waren.

Wie geschah dies? Man hat es nie erfahren;

doch während die Menschen die Fenster erkletterten, brach zugleich das Feuer im Tapetenmagazine aus.

Es herrschte sodann ein entsetzlicher Wirrwarr; Jeder nahm seine Richtung nach seinem Geschmacke und seinem Trachten; die Einen verbreiteten sich in den Zimmern und warfen die Meubles zu den Fenstern hinaus; die Anderen liefen in den Keller; Einige von den Klügsten suchten die Kasse.

Dahin wollen wir den Leser führen, wenn er es uns gütigst erlaubt.

Die Kasse von Réveillon lag in einem kleinen Gebäude, das auf einen besonderen Hof ging, welcher zum Probiren der Farben diente.

Diese Kasse war im ersten Stocke; sie bestand aus einem ziemlich großen als Bureau dienenden Zimmer, das zwischen ein kleines Vorzimmer, durch welches man eintrat, und ein Cabinet, in das es selbst ging, gestellt war.

In diesem kleinen Cabinet befand sich die Kasse.

Dieses wichtige Meuble war eine große hölzerne Kiste, welche zu tragen, selbst wenn sie leer gewesen wäre, drei Männer Mühe gehabt hätten. Eiserne Schlösser, bei denen der Stoff nicht gespart worden war, Nägel mit ungeheurem Kopfe, Griffe, Ecken von Eisen, Vorlegschlösser beschützten diese Kiste zugleich vor der Hand der Zeit und vor der der Diebe.

Es war nicht leicht, den Zugang zu diesem Zimmer zu finden. Eine kleine Wendeltreppe führte dahin; nur die Arbeiter allein konnten sie kennen.

Man sah auch die Plünderer sich vorzugsweise in den Zimmern von Réveillon verbreiten, die

Secretäre sprengen, die Spiegel zerbrechen und Alles entwenden, was einen Werth haben konnte.

Auger hatte sich im Augenblicke der Invasion in die Kasse zurückgezogen. Er betrachtete von hier aus die Fortschritte des Sturmes: röthliche Wirbel und ein scharfer Rauch fingen an die Höfe zu füllen und langsam die Luft und den Himmel zu suchen.

Auf seiner Geldkiste sitzend, schaute Auger diesen Besessenen zu, welche umherliefen wie eine Herde Dämonen mitten in der Hölle.

So schien er hinter den Gittern des kleinen Cabinets zu warten, daß man auch sein Allerheiligstes erstürme.

Doch seltsamer, fast providentieller Weise kam nichts auf die Seite von Auger; der ganze Eifer der Angreifenden richtete sich nach einer anderen Seite.

Die Schüsse fingen übrigens an sich zu vervielfältigen: ein Detachement Gardes françaises befehligt von Herrn du Chatelet war im Faubourg angekommen; nur bestand dieses Detachement höchstens aus fünfundzwanzig bis dreißig Mann.

Beim Lärmen des Gewehrfeuers lief Auger an ein Fenster, das nach der Straße ging; er sah ein paar Menschen fallen. Auger wußte die Zahl der Gardes françaises nicht; er mußte annehmen, diese Zahl sei beträchtlich genug, um den Aufstand zu unterdrücken.

„Ich bin verloren!“ murmelte er; „die Kasse ist nicht angegriffen worden: diese Soldaten werden Meister des Terrain sein, ehe eine halbe Stunde vergeht.“

Und er raufte sich vor Verzweiflung die Haare aus.

„Gut!“ sagte er plötzlich, „wenn das, was diese Dummköpfe nicht zu thun gewußt haben, ich thun würde?..“

Er ging in den kleinen Hof hinab und warf ein angezündetes Papier in einen Kübel voll Terpentin; dieser entzündete sich sogleich zischend und stieg wie eine grün und rothe Schlange an der Mauer hinauf.

Auger sah, daß die benachbarten Farben, welche alle mit Essenz fabricirt waren, Feuer fingen; er hörte das Täfelwerk krachen, öffnete die Kasse und zog den Sack mit dem Golde heraus, das wir ihn so sorgfältig haben sammeln sehen.

Alsdann schloß er die Kiste wieder, näherte sich dem Fenster, das nach dem Hofe ging, und an welchem die Zungen des Brandes schon emporleckten, und überstrich, damit das Feuer rascher um sich greife, das Holz mit Essenz und fetten Oelen, wonach er mit seiner Kerze das Feuer anlegte.

Es bot ein häßliches Schauspiel, das Gesicht dieses von den Scheinen der Flamme beleuchteten Bösewichts; der unheimliche Ausdruck seines Blickes, das Freudige seines Lächelns hätten an die Gegenwart eines auf den Ruin des armen Réveillon erpichten höllischen Geistes glauben gemacht!

Das Feuer griff um sich und umhüllte schon die ganze Geldkiste, in der nur noch Handelswerthe für eine bedeutende Summe blieben, welche aber von keinem Nutzen mehr für Auger sein und sogar dazu dienen konnten, ihn zu verrathen, hätte er die Un-

klugheit begangen, sie auch zu nehmen, als eine Stimme hinter Auger ertönte.

„Oh! Elender!“ sprach diese Stimme, „Sie sind also auch ein Dieb?“

Auger wandte sich um.

Diejenige, welche gesprochen, war Ingénue; sie stand bleich, keuchend, unbeweglich auf der Schwelle.

Auger ließ die Kerze los, welche auf den Boden rollte, und gezwungen, sich an die Mauer anzulehnen, sowohl um sich zu stützen, als um den Sack zu verbergen, preßte er seine Finger in das unter dem Drucke bebende Gold.

„Sie!“ murmelte er, „Sie hier?“

„Ja, ich!“ sagte Ingénue, „ich, die ich Sie nun nach allen Ihren Seiten kenne.“

Auger strich mit einer schweißbedeckten Hand über seine Stirne; dann steckte er instinctartig diese Hand in seine Westentasche, wo sie den Griff eines Messers fand, das stark und schneidend genug, um im Nothfalle als Dolch zu dienen.

Er hatte übrigens noch keine ganz entschiedene Idee. Er konnte nicht begreifen, er konnte seinen Augen nicht glauben.

Ingénue, von der er wußte, sie sei ausgegangen, von der er glaubte, sie werde erst bei Nacht nach Hause kommen, ertappte ihn auf frischer That der Brandstiftung und des Diebstahls.

Diese sanfte, reine Frau, das Bild der harmlosen Tugend, erschien ihm wie Nemesis mit den Rächeraugen, mit den bedrohlichen Geberden.

Wie kam es, daß sie hier war? Das läßt sich leicht erklären.

Gegen ein Uhr war Ingénue wie gewöhnlich ausgegangen; dieser Tag war der der süßen Träume; sie hatte in der Gegend von Clignancourt Rendez-vous mit Christian.

Das Rendez-vous war mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit vorübergegangen: sobald sie sich beisammen befanden, hatten der junge Mann und die junge Frau keine Idee mehr vom Maße der Zeit; wenn die Nacht herniedersank, begriffen sie nur, daß die Stunde, zurückzukehren, gekommen war.

Dann führte Christian Ingénue so nahe als möglich zu ihrem Hause zurück; man verabredete Tag und Stunde für ein neues Rendez-vous, und man trennte sich.

An diesem Tage hatten sie wohl ein gewisses Geräusch im Faubourg gehört; da es aber unmöglich war, die Ursache dieses Geräusches zu errathen und, folglich, Argwohn zu fassen, so hatte Christian durch die hinteren Straßen bis auf hundert Schritte von der kleinen Gartenthüre Ingénue zurückgeführt und sie hier verlassen.

Ingénue fand die Gartenthüre offen; dann sah sie Rauchwirbel sich vom Hause erheben, und sie hörte das Geschrei, das in den Höfen und in den Zimmern erscholl.

Als sie näher hinzutrat, sah sie brüllende Menschen umherlaufen, und sie begriff nun, daß all dieser Lärm, all dieses Geschrei vom Hause von Réveillon selbst kamen.

Muthig wie jedes keusche, reine Geschöpf, dachte sie, Réveillon laufe ohne Zweifel eine Gefahr, und sie stürzte in die Zimmer.

Die Zimmer waren voll von Menscheu, welche Réveillon suchten.

Da sich aber leicht sehen ließ, daß sie ihn nicht gefunden hatten, so dachte Ingénue, aller Wahrscheinlichkeit nach habe sich Réveillon, entweder um sich den Streichen dieser Menschen zu entziehen, oder um sein Vermögen gegen sie zu vertheidigen, in seine Kasse geflüchtet, und sie eilte dahin.

Wir haben gesehen, wie sie hier gerade in dem Augenblicke ankam, wo Auger beschäftigt war, die Kasse und das Haus zu verbrennen, um das Gold zu stehlen.

Da geschah es, daß Ingénue Alles bei diesem gräulichen Schauspiele vergessend ausrief: „Oh! Elender, Sie sind also auch ein Dieb?"

Als sich Auger von der ersten Bestürzung erholt hatte, begriff er die ganze Gefahr der Lage.

Diese Frau mußte seine Mitschuldige oder sein Opfer werden.

Er kannte Ingénue und ihre Grundsätze zu gut, um einen Augenblick zu hoffen, sie werde zu schweigen einwilligen.

Nichtsdestoweniger machte er indessen einen Versuch bei ihr, und er sagte mit bebender Stimme:

„Lassen Sie mich gehen! unsere Geschicke haben nichts mehr mit einander gemein: Sie haben mich unabläßig gedemüthigt, Sie haben mich in Verzweiflung gebracht! Ich bin nicht mehr Ihr Mann, Sie sind nicht mehr meine Frau; lassen Sie mich gehen!"

Ingénue begriff, daß die Stunde, die sie auf immer von ihrem Manne trennen sollte, diese Stunde, um die sie den Himmel so dringend und beharrlich gebeten hatte, gekommen war.

„Sie gehen lassen?“ erwiederte sie.

„Es muß sein!“

„Sie gehen lassen mit dem Golde von Herrn Réveillon?“

„Wer sagt Ihnen, dieses Gold gehöre Herrn Réveillon?“

„Haben Sie es nicht aus seiner Kasse genommen?“

„Kann ich nicht Gold, das mir gehört, in der Kasse von Herrn Réveillon haben?“

„Wo ist Herr Réveillon?“

„Haben Sie mir ihn in Obhut gegeben?“

„Nehmen Sie sich in Acht, Unglücklicher! Sie antworten mir dasselbe, was Kain Gott nach dem Tode von Abel geantwortet hat.“

Auger erwiederte nichts und versuchte es, wegzugehen.

Ingénue versperrte ihm aber die Thüre und rief:

„Dieb! Dieb!“

Er blieb stehen, nicht wissend, was er thun sollte, und entsetzlich versucht vom bösen Geiste.

„Dieb!“ wiederholte Ingénue, „Sie haben vielleicht Herrn Réveillon ermordet! Sie haben das Haus in Brand gesteckt, Sie haben Alles, was Ihnen gedient, zu Grunde gerichtet. Dieb und Mörder, geben Sie wenigstens dieses Gold zurück, das morgen vielleicht die einzige Hülfsquelle Ihrer Wohlthäter sein wird.“

„Ah! Sie nennen mich Mörder?“ sagte er mit einem finstern Lächeln.

„Ja, Mörder! Mörder!“

„Sie wollen also, daß ich das Gold zurückgebe?“ Und er zeigte frecher Weise Ingénue den Sack.

„Allerdings will ich, daß' Sie es zurückgeben.“

„Und wenn ich es nicht zurückgebe, werden Sie mich anzeigen?“

„Ja, denn man soll erfahren, welches Ungeheuer von Schlechtigkeit Sie sind.“

„Oh!“ sprach der Elende mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr hatte: „Sie werden nichts sagen, Madame Auger!“

Und er legte die Hand abermals an seine Tasche.

Ingenue sah die Bewegung und verstand sie.

„Ergreift den Dieb!“ rief Ingénue, während sie das Fenster zu öffnen suchte, dessen Scheiben die Flammen in Splitter fliegen zu machen anfingen.

Und der ziemlich dichte Rauch, der durch diese zerbrochenen Scheiben eindringend das Zimmer füllte, verhinderte sie, einen zweiten Schrei von sich zu geben.

Auger stürzte auf sie los, packte sie bei der Gurgel, drückte ihr den Kopf zurück, und stieß ihr über der linken Brust das Messer, das er ganz geöffnet in der Tasche hielt, in den Leib.

Das Blut spritzte mit aller Gewalt hervor, und Ingénue fiel mit einem erstickten Röcheln nieder.

Auger drückte mit einer krampfhaften Bewegung an seine Brust den Goldsack, den er mit einem Morde bezahlt hatte, eilte mit der Geschwindigkeit eines Schattens durch die offene Thüre, und stolperte bei den zwei Stufen, die das Zimmer vom Vorzimmer trennten.

Während dieser so kurzen Zeit konnte er die Wand und die Decke des Zimmers, das er verließ, einstürzen hören und die Flamme durch den Luftstrom, den sie sich geöffnet, hervorbrechen sehen.

Was er aber nicht sehen konnte und nicht sah, war, daß in demselben Augenblicke eine Leiter ihre zwei weißen Arme an dem verkohlten Fenster zeigte, und daß mit Hülfe der Leiter durch dieses Fenster ein Mann mit versengten Haaren und geschwärztem Gesichte sprang.

„Ingénue!" rief er, „Ingénue!"

Dieser Mann war Christian; Christian, der auf nichts Acht gegeben, der kein Geräusch gehört, keinen Lärm bemerkt hatte, so lange er bei Ingénue gewesen war, der aber, sobald ihn Ingénue verlassen, sobald er sich allein befand, begriff, es gehe im Faubourg etwas Ungewöhnliches vor.

Er stieg aus seinem Fiacre aus, lief auf die erste die beste Gruppe zu und erkundigte sich.

Man sagte ihm, die Arbeiter von Réveillon plündern das Haus ihres Herrn, brennen es ab, und tödten Alle diejenigen, welche es bewohnen.

Ingénue und ihr Vater wohnten aber in diesem Hause.

Ihn, Christian, verlassend, war Ingénue nach diesem Hause zurückgekehrt.

Was sollte aus ihr unter dem entsetzlichen Getümmel werden?

Vielleicht hätte er noch Zeit, sie einzuholen und zu retten!

Er stürzte ihr auf der Spur nach.

Christian kannte sehr gut diese Gartenthüre, durch

welche Ingénue meistens hinausging, um mit ihm zusammenzutreffen; er lief nach dieser Thüre.

Die Gruppen durchschneidend, hier gestoßen, dort verwundet, an den Armen, an den Beinen gebrannt, an hundert Stellen zerrissen, kam er sodann in den kleinen Hof.

Hier sah er durch die Fensterscheiben das Spiel von zwei Schatten.

Er erkannte Auger, er errieth Ingénue.

Ueberdies leuchtete die Flamme genug, daß er von unten ihr Gesicht sehen konnte.

Ein Schrei wurde hörbar.

Dieser Schrei schien ihm ein Hülferuf zu sein; es war wirklich der von Ingénue.

Von der Angst verzehrt, schaute er sodann umher; er erblickte unter dem Schoppen eine noch unversehrte Leiter, bemächtigte sich derselben, richtete sie an der Mauer auf, zerschmetterte das Fenster mit einem Faustschlage, und drang in die Kasse in dem Augenblicke ein, wo unter dem rauchenden Schutte die arme Frau, das Opfer ihrer Redlichkeit und ihres Muthes, lag.

In das Cabinet springend, rief Christian zweimal mit einer schrecklichen Stimme:

„Ingénue! Ingénue!“

Bei diesem Schrei, bei diesem Namen erhob sich etwas Weißes mitten unter den Trümmern und hemmte die Schritte des jungen Mannes.

Ein Gemurmel, das ein Ruf der Freude und der Dankbarkeit sein konnte, kam aus den Lippen der jungen Frau hervor.

Dieser unartikulirte Ruf verkündigte, welchem

schmerzlichen Todeskampfe diejenige, die ihn von sich gab, preisgegeben war.

Christian erkannte zugleich die Stimme von Ingénue und die mit Blut bedeckte, sterbende junge Frau.

Ehe sie wieder zurückgefallen war, hatte er seinen Arm um ihren Leib geschlungen und sie von der Erde aufgehoben.

Es war nicht möglich, einen Augenblick länger in diesem Ofen zu bleiben: er trug die junge Frau fort, indeß das Blut, in Wellen aus der durch den Dolch von Auger gemachten Wunde fließend, seine Schulter überströmte und eine lange Spur auf dem rauchenden Schutte zurückließ; er trug sie fort, eine traurige und theure Bürde! mitten durch die Verwundeten, die Todten, unter einem Hagel von Kugeln, beim Pfeifen der Steine; er trug sie fort, erstickt durch den Rauch, verzehrt von den Flammen, gequetscht durch den Einsturz der Plafonds; er trug sie fort durch die auf der Treppe geöffneten Abgründe, durchschritt die Höfe und hielt erst im Garten an.

Er hatte nicht über zehn Schritte im Hofe gemacht, als das kleine Gebäude hinter ihm einstürzte, und ein Wirbel von Feuer, Staub und Gebrülle, in der Ferne seine Geräusche und seine Scheine zurückwerfend, zum Himmel aufstieg!

LVIII.

Das Portrait.

Niemand hatte den jungen Mann durchschreiten sehen, so sehr war Jeder mit sich selbst beschäftigt, so sehr war Jeder auf das Plündern und Zerstören für seine eigene Rechnung erpicht.

In der That, die Einen schlugen sich, die Andern zertrümmerten, wieder Andere stahlen.

Der Wetteifer im Stehlen, in der Zerstörung oder im Kampfe herrschte ohne Gleichen in diesem unglücklichen Hause, das die Beute einer unglaublichen Orgie von Habgier, Rache und Wuth geworden war.

Indeß die Gardes françaises, außen streitend, allmälig von der Straße und von den Häusern Besitz ergriffen, von deren Fenstern aus man vortheilhaft auf das Haus von Réveillon Feuer geben konnte, bemächtigte sich das Raubgesindel, zurückgedrängt, der Keller und soff sich, ohne zu unterscheiden, voll mit Branntwein, Wein, Weingeist, Liqueur und Terpentin.

Die Meisten von diesen Elenden starben auch vergiftet, indem sie berauscht zu sterben suchten.

Während dieser Zeit zerriß Christian sein Sacktuch in Fetzen, tauchte es in das Bassin des Gartens, legte es eiskalt auf die Brust von Ingénue, und setzte dann seinen Lauf fort, denn er dachte, sie könne nie zu weit von dem unseligen Hause weggetragen werden.

Und indeß er lief, preßte er tausendmal an sein

Herz diesen zuckenden Leib, er verzehrte mit Küssen diese schon vom Siegel des Todes bezeichneten Lippen, und in einem wüthenden Anfalle von Verzweiflung ging er ohne zu wissen wohin und verlangte von Gott nichts Anderes, als wenn er Ingénue von der Erde nehme, mit ihr sterben zu dürfen.

Christian lief also wie wahnsinnig, beladen mit seiner kostbaren Last, eine Hand auf dem Herzen der jungen Frau, um seine letzten Schläge zu befragen; zuweilen nur blieb er seufzend stehen, um Athem zu schöpfen und das Blut mit seinem gerötheten Taschentuche zu stillen.

Die Gedanken hatten ihn verlassen: als er Ingénue immer bleicher, immer kälter werden und mehr und mehr dem Tode zugehen sah, verlangte er nur den Tod.

Plötzlich hielt ihn sein guter Engel auf.

„Warum sollte man Ingénue nicht retten?" flüsterte er ihm ins Ohr.

Christian stieß einen Freudenschrei aus; er öffnete die Augen wieder einer ganz neuen Ideenordnung.

„Ja, sie retten!" murmelte er. „Ich werde sie retten! ich werde sie retten, und sie wird mir das Leben zu verdanken haben!"

Ein Fiacre fuhr vorüber, Christian rief ihn.

Zum Glücke war der Wagen leer: er kam gerade auf den jungen Mann zu.

„Guter Gott!" fragte der Kutscher, „was gibt es denn, mein junger Herr?"

„Mein Freund," antwortete Christian, „ich befand mich mit meiner Schwester mitten unter dem

Aufruhre des Faubourg Saint-Antoine, und sie wurde verwundet."

„Ach! ja!" rief der Kutscher von seinem Fiacre herabspringend, „und sogar sehr gefährlich, denn Ihre Kleider sind ganz roth von Blut."

Und der brave Mann öffnete seinen Fiacre, in den sich Christian, Ingénue quer auf seinem Schooße haltend, setzte.

„Sie wollen einen Wundarzt, nicht wahr, mein junger Herr?" fragte der Kutscher.

„Ja, gewiß! Kennst Du einen?"

„Oh! ja, Herr, und zwar einen ganz vortrefflichen."

„Wie heißt er?"

„Ich weiß seinen Namen nicht."

„Du weißt seinen Namen nicht?"

„Man nennt ihn nur den Wundarzt der armen Leute."

„Vorwärts! vorwärts!"

Der Kutscher peitschte seine Pferde auf eine so kräftige Art, daß er ihnen begreiflich machte, es sei dringende Noth; sie liefen auch, wie sie nie gelaufen waren.

Nach einer Viertelstunde hielt der Fiacre vor einer kleinen Thüre, in einer schmalen, finsteren, Christian völlig unbekannten Straße.

Der Kutscher stieg ab, läutete oder riß vielmehr an der an der kleinen Thüre angebrachten Schelle, und diese Thüre öffnete sich; dann half er Christian Ingénue aus dem Wagen herausheben.

„So!" sagte der Kutscher, „nun ist sie in guten Händen, gehen Sie!"

„Und wohin soll ich gehen?"

„In den zweiten Stock . . . Ei! ich höre schon, daß man die Thüre öffnet."

Der Gang war in der That kaum geöffnet, als ein Licht durch die Stangen des eisernen Geländers erschien.

Und eine Stimme ertönte von oben, eine scharfe, durchdringende Stimme.

„Was gibt es denn," fragte die Stimme, „und wer läutet so gewaltig?"

„Ein Kunde," sagte der Kutscher.

Sodann zu Christian:

„Gehen Sie hinauf! gehen Sie hinauf, mein junger Herr; es ist die Haushälterin des fraglichen Wundarztes. . . Soll ich Ihnen helfen?"

„Ich danke," erwiederte Christian, indem er den Fuß auf die erste Stufe setzte.

„Oh! bei meiner Treue, ja, Sie scheinen mir stark genug; und dann ist die junge Dame federleicht. Aber, wie viel Blut, mein Gott! wie viel Blut! Ich will Sie hier unten erwarten, für den Fall, daß Sie meiner bedürfen sollten."

Christian stieg langsam die Stufen hinauf, nicht als ob die junge Frau schwer auf seinen Armen gelastet hätte, sondern bei jedem Schritte, den er machte, kam das Blut frisch und roth an die Lefzen der Wunde.

In dem Augenblicke, wo er über den Ruheplatz des ersten Stockes ging, that sich eine Thüre auf, und es zeigten sich einen Moment Köpfe von neugierigen alten Weibern; als sie diesen jungen Mann voll Blut und diese sterbende junge Frau sahen,

stießen sie einen Schrei aus und zogen sich hastig zurück.

Hinter ihnen schloß sich die Thüre wieder.

Das erwähnte Licht schien immer vom zweiten Stocke herab. Ein flackerndes Leuchtfeuer, bezeichnete es Christian, wo er seine Füße auf den zugleich kothigen, schmalen, feuchten und holperigen Stufen aufsetzen sollte.

Der Geruch dieses Hauses war ekelhaft und ungesund.

Die Luft darin war kalt; man sah an den Mauern herab Rinnen von Wasser laufen, das durch die schlecht beworfenen Wände sickerte.

Christian kam endlich vor die Frau, welche so leuchtete, und deren Kopf tief in einer fettigen Haube stak.

Es war einer von jenen Typen von Haushälterinnen, wie man sie nur in Paris, der Stadt des elenden Luxus, findet.

Sich von solchen Personen bedienen lassen heißt offenbar weniger Sorge für sich, als für sie tragen.

Christian war aber nicht da, um Physiologie zu treiben. Er warf kaum einen Blick auf die häßliche Duenna und suchte mit den Augen einen Platz, wo er seine Bürde niederlegen könnte.

Kein Teppich, kein Canapé; nur im Hintergrunde einer Stube ein Bett.

Christian lief auf dieses Bett zu; doch die Frau rief:

„Nun! was machen Sie denn? . . . Auf das Bett vom Herrn? Gut! das würde nur noch fehlen.“

Christian blieb, im Herzen verwundet, stehen.

„Aber wo soll ich denn diese arme Verwundete niederlegen?“ fragte er.

„Wo Sie wollen, doch nicht auf das Bett!“ erwiederte die alte Frau.

„Und warum nicht?“ fragte Christian.

„Weil all dieses Blut das Bett vom Herrn verderben würde.“

Der Ekel erfaßte Christian.

In der That, das Bett vom Herrn schien ihm nicht würdig, dieses jungfräuliche, kostbare Blut zu empfangen, dessen Befleckung die häßliche Haushälterin befürchtete.

Er zog mit dem Fuße einen Strohstuhl herbei, rückte einen andern an denselben und legte die junge Frau auf diese Art von Canapé.

Die Alte ließ ihn brummend machen.

Als Ingénue auf diesem improvisirten Bette lag, schaute Christian empor und fragte:

„Der Wundarzt ist also nicht hier?“

Das Licht der Kerze, welche die Haushälterin hielt, fiel nun auf sein Gesicht.

„Sieh da, Herr Christian!“ rief sie.

„Sie kennen mich?“ fragte der junge Mann.

„Ich glaube wohl,“ erwiederte die alte Frau, „und ich möchte beifügen, es sei nicht gut von Ihnen, daß Sie mich nicht wiedererkennen, Herr Christian, nachdem ich Sie gepflegt habe, wie ich dies gethan.“

Christian schaute sie nun ebenfalls an.

„Albertine!“ rief er.

„Ei! ja, Albertine.“

„Ich bin also bei Herrn Marat?“

„Allerdings.“

„Wie! er hat den Marstall von Artois verlassen?"

„Der Herr hat seinen Abschied genommen: er will nicht mehr den Tyrannen dienen.

Ein Ausdruck des Ekels trat auf dem Gesichte von Christian hervor.

Er hatte einen Augenblick den Gedanken, Ingénue anderswohin zu bringen.

Doch wohin?

Ueberdies erinnerte er sich, welche Sorgfalt Marat bei ihm angewandt, und welche Geschicklichkeit er entwickelt hatte, als man ihn verwundet zu Marat gebracht, wie man heute Ingénue zu ihm brachte.

„Ah!" sagte er, „ich bin bei Herrn Marat . . . Aber wo ist er denn?"

„Weiß ich es!" versetzte Albertine; „er hat seine Angelegenheiten, und er sagt nicht, wohin er geht."

„Ah! meine liebe Frau Albertine!" rief Christian, „laufen Sie geschwinde, ich bitte Sie inständig. Sehen Sie nicht, daß das arme Kind stirbt?"

„Geschwinde, geschwinde, das ist leicht zu sagen," entgegnete die Alte, indem sie dieses anbetungswürdige Gesicht mit einem tiefen Hasse gegen die Schönheit, die Jugend und die Anmuth von der Seite anschaute. „Geschwinde! und ich versichere Ihnen doch, ich wisse nicht, wo der Herr ist."

„Oh! suchen Sie ihn da, wohin er zu gehen pflegt."

Und der Habsucht von Albertine sich erinnernd, zog er ein paar Louis d'or aus der Tasche, und sagte zu ihr:

„Hier, meine liebe Frau Albertine, nehmen Sie."

Albertine nahm die Goldstücke gierig und schickte

sich in der That an, wegzugehen, und war es auch nur, um sich den Anschein zu geben, als suchte sie Marat, als ein Seufzer im Zimmer hörbar wurde.

Christian erwiederte diesen Seufzer durch einen Freudenschrei: Ingénue war zum Leben zurückgekehrt.

Er stürzte bei ihrem Stuhle auf die Kniee; Albertine neigte sich gegen sie, nicht aus Mitleid, sondern aus Neugierde.

Ingénue öffnete mit Anstrengung die Augen, und ihr erster Blick war für Christian.

Als sie den jungen Mann erkannt hatte, schien sich die Bläße ihrer Wangen ein wenig zu verlieren.

Eine Art von freudiger Flamme erleuchtete das Antlitz der armen Verwundeten.

Christian erwartete, bei ihr knieend, ihr erstes Wort: man hätte glauben sollen, sein Leben hänge davon ab.

Doch sie fragte nur mit einer kaum verständlichen Stimme:

„Wo bin ich?"

„Bei einem sehr geschickten Wundarzte, meine Freundin," antwortete Christian, „bei dem, welcher mich gerettet hat, und der Sie auch retten wird."

Etwas wie ein Lächeln verklärte die Stirne der jungen Frau.

„Ja," flüsterte sie, „ja, mich retten!"

Und als wollte sie erkennen, wo sie sich befand, schauten ihre Augen im Kreise umher.

Plötzlich erweiterten sich diese Augen und hefteten sich auf einen Winkel des Zimmers mit einem Schrecken, als ob sie den Tod selbst in der Dunkelheit gekauert gesehen hätte.

Christian folgte der Richtung dieses bangen Blickes und erschaute einen schlecht vergoldeten hölzernen Rahmen, in welchem ein Portrait von zugleich Unheil weissagendem und höhnischem Ausdrucke lebte, — das ist das richtige Wort.

Dieses Portrait, von einem kräftigen Pinselstriche und einer mehr trüben als glänzenden Färbung, meublirte die abgestutzte Ecke des Zimmers.

Wir sagten, es habe gelebt, und in Abwesenheit des Herrn schien es über jede Einzelheit des Hauses zu wachen.

Ingénue gab einen Schrei von sich.

Dann streckte sie den Finger gegen das Bild aus und fragte mit erstickter Stimme:

„Wer ist dieser Mann?"

„Nun, es ist mein Herr, Herr Marat," antwortete die Alte, „und das Portrait ist sehr schön: einer von seinen Freunden, Herr David, hat es gemalt."

„Dieser Mann! . . ." rief Ingénue, indem sie sich auf dem improvisirten Lager, das ihr Freund ihr bereitet hatte, aufrichtete.

Sie konnte nicht mehr sagen; Christian wartete mit Angst.

„Der Wundarzt? es ist der Wundarzt?" vollendete sie stammelnd.

„Nun," fragte Christian, wie sie einem unbeschreiblichen Gefühle von Bangigkeit preisgegeben, „und wenn es der Wundarzt wäre?"

„Dieser Mann würde mich verbinden? dieser Mann würde mich anrühren?" rief Ingénue. „Oh! nie! nie!"

„Beruhigen Sie sich," sprach Christian, „ich stehe für seine Geschicklichkeit."

„Dieses Ungeheuer würde zum zweiten Male die Hand an mich legen?"

Und mit einem Ausdrucke des Ekels, der noch viel entschiedener als das erste Mal, wiederholte sie:

„Oh! nie! nie!"

„Was will sie damit sagen?" fragte sich leise Christian.

„Der Herr ist nicht schön," sprach Albertine, ihr Gesicht zu einem Lächeln verzerrend; „der Herr ist aber kein Ungeheuer, und dieser junge Mann kann bezeugen, daß er eine leichte Hand hat."

Und sie deutete auf Christian.

„Oh!" rief Ingénue zugleich voll Angst und Ekel, „bringen Sie mich von hier fort, ohne einen Augenblick zu verlieren! Christian, bringen Sie mich fort!"

„Gut!" sagte die Alte, „sie ist im Delirium. Wir kennen das, man muß nicht auf das, was sie sagt, Acht geben."

„Liebe, liebste Ingénue," flüsterte der junge Mann der Verwundeten ins Ohr, „bewältigen Sie sich! es ist das Fieber, was Sie so aufregt!"

„Oh! nein, nein!" erwiederte Ingenué.

„Sie kennen aber Herrn Marat nicht, es ist nicht möglich, daß Sie ihn kennen!"

„Doch, doch, ich kenne ihn! und meine Freundin Charlotte Corday kennt ihn auch!"

„Charlotte Corday?" wiederholten Christian und Albertine.

„Er soll mich nicht anrühren; nein, nein, nein, ich will es nicht haben."

„Ingénue! . . .“

„Bringen Sie mich fort, Christian! ich sage Ihnen, bringen Sie mich fort!“

„Sie werden aber sterben, Ingénue!“

„Eher den Tod, als die Pflege dieses Menschen!“

„Ingenué, meine Freundin, kehren Sie wieder zu Ihrer Vernunft zurück.“

„Ich habe sie so wenig verloren, ich besitze sie so vollkommen,“ rief die junge Frau, indem sie sich mit einer schrecklichen Bewegung aufrichtete, „daß, wenn dieser Mensch sich mir nähert . . .“

„Meine Freundin . . .“

„Ah! man kommt herauf . . . Es ist der Herr,“ sagte Albertine.

Ingénue eilte mit einer Kraft, der man sie nach einem so großen Blutverluste nicht fähig gehalten hätte, nach dem Fenster.

„Christian,“ sprach sie, „rührt mich dieser Mensch an, so stürze ich mich, ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre, zu diesem Fenster hinaus.“

„Oh! mein Gott!“

„Bringen Sie mich fort, sage ich Ihnen! sehen Sie denn nicht, daß Sie mich tödten?“

Sie hatte diese Worte nicht vollendet, als sich die Thüre öffnete und Marat auf der Schwelle erschien.

Er hielt einen Leuchter in einer Hand, einen Bund Papiere in der andern; er hatte seine schmutzige Kopfbedeckung, sein schmutziges Gesicht, seinen leuchtenden, schiefen Blick, und bewegte seinen verkrümmten Leib wie eine verwundete Spinne.

Ingénue, als sie ihn hier, verblendend und lächelnd, stehen sah, als sie nicht mehr in der Copie, sondern

im Original, den Mann der Rue Serpente erkannte, stieß einen Seufzer aus und fiel aufs Neue in Ohnmacht.

Christian, da er glaubte, sie werde sterben, nahm sie in seine Arme und stürzte nach der Treppe.

Vergebens fragte ihn Marat nach dem Grunde dieser Flucht, vergebens erschöpfte er, als er ihn erkannt hatte, oben von der Treppe herab alle Zärtlichkeiten und alle erschreckliche Prophezeiungen, — Christian stieg immer rascher hinab, gestachelt durch die Stimme, die ihn aufzuhalten suchte.

Er machte erst Halt vor dem Fiacre, in den er sich wieder warf.

„Wohin fahren wir, mein junger Herr?" fragte der Kutscher.

„Wohin Du willst," antwortete Christian.

„Wie, wohin ich will?"

„Ja! rasch, rasch!"

„Aber . . ."

„Fahre ans Ende der Welt, wenn Du willst; aber fort! fort!"

Ganz erstaunt, peitschte der Kutscher seine Pferde und fuhr ab; Marat rief von seinem Fenster aus immer:

„Christian! Christian!"

Und der junge Mann hörte es und fragte sich, woher diese Vertraulichkeit komme, und warum ihn Marat schlechtweg Christian nenne.

Doch, ohne daß er wußte warum, flößte ihm diese Stimme ein Gefühl unbestimmten Schreckens ein.

„Vorwärts," rief er dem Kutscher zu, der über

den Weg, welchen er nehmen sollte, unschlüssig war; „vorwärts!"

Plötzlich erleuchtet durch eine Idee, fügte er bei: „Nach dem Louvre! nach dem Louvre!"

Während dieser Zeit schloß Marat voll Zorn sein Fenster wieder und fragte:

„Was für eine einfältige Person ist denn das, die mir Christian da gebracht hatte?"

„Ich kenne sie nicht," antwortete die Haushälterin; „nur weiß ich, daß sie, als sie Ihr Portrait gesehen, aufgeschrieen hat, Sie seien ein Ungeheuer."

„Ah! ah!" sprach Marat mit einem bitteren Gelächter, „wenn mein Freund David hier wäre, das würde ihn sehr glücklich machen: es beweist, daß mein Portrait ähnlich ist."

Sodann die Stirne faltend, fragte der Wundarzt der Armen:

„Also Du weißt den Namen dieser jungen Frau nicht?"

„Mein Gott, nein; doch sie hat eine ihrer Freundinnen genannt."

„Ah! eine ihrer Freundinnen. . . . Und diese Freundin, wie heißt sie?"

„Charlotte Corday."

„Charlotte Corday?" wiederholte Marat; „ich kenne das nicht."

Und er kehrte in sein Cabinet zurück und wiederholte:

„Ah! ich bin ein Ungeheuer!

LIX.

Der Schlüssel des Glückes.

Niemand schlief in diesem großen Gebäude, das die Könige zu jener Zeit als ein Absteigequartier bewohnten, und dessen ungeheure Gemächer den Dienstleuten und den Officieren von der Garnison überlassen waren.

Christian hatte hier einen Zufluchtsort; er hatte hier Freunde. Er schlich sich eine wohl bekannte Treppe hinauf, legte Ingénue in einem glänzend meublirten Zimmer auf ein Bett nieder, das weder Tücher, noch Decken hatte und majestätisch mitten im Gemache unter seinem Himmel von Tapetenwerk mit Seide und Gold gestickt thronte.

Er ließ die Kranke, die der Durst verzehrte, trinken; er stillte selbst das Blut der Wunde; dann küßte er auf die Stirne dieses theure Opfer und setzte sich zu ihm, mit pochendem Herzen, sich fragend, ob das nicht ein entsetzlicher Traum sei, und ob, trotz so vieler Mißgeschicke, das Erwachen nicht noch schrecklicher kommen und ihn auf immer von der einzig geliebten Frau trennen werde.

Der Brand, die Plünderung, das verworrene Geschrei, das Gewühl dieses Hauses von Réveillon, oder vielmehr dieser Hölle, Alles dies, ein kochendes Delirium, machte fast dem von Ingénue den Zustand ähnlich, in welchem sich der unglückliche Christian befand, als er sich in der Stille und im Schatten bei dieser Frau allein sah.

Bald aber zeigte sich die Wirklichkeit. Räuber dieser Frau, verfolgt von den Gerichten, vielleicht getadelt, zurückgestoßen von der Gräfin seiner Mutter, aufgesucht von Rétif, auch gemordet von Auger, der nur dieses Hülfsmittel hatte! — was thun?

In ein paar Stunden mußte er einen Entschluß fassen; — in ein paar Stunden das Wohl oder der Ruin seines ganzen Lebens!

Der Schlaf, ein wiederherstellender Balsam, hatte sich auf die Augen von Ingénue gesenkt. Ihre Brust zuckte sanfter: das Zittern ihrer Hände hatte einem unmerklichen Schauern der Muskeln Platz gemacht.

Christian hielt es nicht mehr aus: er erstickte. Er verließ das Zimmer, um einen Augenblick zu athmen und in der freien Luft die Gegenwart Gottes zu suchen, der sich vor seinen Blicken zu verbergen schien.

Er hatte nicht zwei Schritte in dem großen Hofe gemacht, als er Geräusch an einem der Eingangsthore hörte; Fackeln, Piqueurs, ein Gewieher von erhitzten Pferden, welche nach ihrer Streu und nach alten Kameraden riefen; sodann die Thore, die man öffnete, klirrende Waffen, und endlich eine mit dem Lärmen uud der Geschwindigkeit des Donners auf dem Pflaster des großen Hofes hinrollende Carrosse!

Befremdet, schwankend, sah er, ohne zu begreifen, den Wagen im Galopp von sechs Pferden auf sich zukommen.

Und ohne den Piqueur, dessen Stiefel ihn im

Vorübergehen streifte, hätte sich Christian, verdutzt und unbeweglich, zermalmen lassen.

Das Fenster der Carrosse war indessen niedergelassen: ein feiner, belebter junger Kopf erschien mitten unter den Fackeln, und beim Scheine der Laternen des Wagens erkannte Christian seinen hohen Freund den Grafen von Artois.

Eine plötzliche Offenbarung: das Chaos verschwand in seinem Kopfe, die Ideen reihten sich an einander an, der Nebel zerstreute sich, der Wille Gottes brachte jedes Ding in Ordnung und führte die Vernunft mit der Hoffnung zurück.

„Der Prinz!" rief Christian, „der Prinz in Paris! Oh! Dank Dir, allmächtiger Gott!"

Und er folgte der Carrosse mit eben so viel Eifer, als er sie kurz zuvor mit träger Einfalt hatte an sich vorbeifahren sehen.

Der Prinz war in der That nach Paris von Versailles gekommen, wo er die Meldungen von Herrn von Bezenval bei seiner Rückkehr von der Jagd erhalten hatte.

Die Königin gab sich Mühe, diese Plünderung als Scherz zu behandeln; aber, weniger beruhigt, verlangte der Graf von Artois seine Pferde, und kam, seinem Systeme getreu, um zu sehen, wie weit die Pariser diesen bittern Scherz treiben werden.

Christian gelangte zu gleicher Zeit mit der Carrosse an die große Treppe; so daß er Einer der Ersten Seine Königliche Hoheit begrüßte und ihre ersten Fragen hörte.

„Monseigneur," sagte er, „Niemand kann besser als ich Eurer Königlichen Hoheit Kunde geben. Ich

komme vom Faubourg Saint-Antoine, und das ist leicht an meinen verbrannten, von Koth und von Blut befleckten Kleidern zu sehen.

„Von Blut?“ wiederholte der Prinz mit einer leichten Bewegung des Schreckens; „man schlägt sich also?“

„Monseigneur, man plündert und tödtet im Faubourg Saint-Antoine.“

„Geschwinde! geschwinde! erzählen Sie mir das!“ sagte der Prinz, nachdem er, während er sich nach seinen Gemächern wandte, hastig ein paar Befehle gegeben hatte.

Christian folgte dem Prinzen und erzählte ihm, was er gesehen.

Eine schmerzliche Geschichte!

„Das sind wohl wieder Feinde für uns,“ sagte der Prinz, „und ohne Nutzen! Es ist aber eine Meuterei? es ist ein vereinzelter Handstreich?“

In diesem Augenblicke trat Herr von Bezenval bei Seiner Hoheit ein. Er kam vom Faubourg zurück und stieg so eben vom Pferde.

„Eure Hoheit wird sogleich den Kanonendonner hören,“ sagte er; „die Menge ist beträchtlich: auf tausend Streiter kommen immer zwanzig bis dreißigtausend Neugierige.“

„Man schlägt sich also im Ernste?“

„Man tödtet die Diebe, ja, Monseigneur, und zwar sehr im Ernste; man wirft sie zu den Fenstern hinaus, man röstet sie an dem Feuer, das sie angezündet haben, man hängt sie an die Thüren, man kartätscht sie nieder: das wird bald beendigt sein.“

„Wann denn?“

„Wenn Niemand mehr da sein wird," antwortete Bezenval phlegmatisch.

Der Prinz wandte den Kopf ab.

„Meinen Dank, Herr Baron!" sagte er; „gehen Sie und ruhen Sie aus."

Der Officier ging ab.

„Wenn ich bedenke," murmelte der Prinz, „wenn ich bedenke, daß zwanzig Millionen Franzosen zu tödten sind, wie diese, ehe man dahin gelangt, daß man keine Feinde mehr in Frankreich trifft!"

Und er versank einige Augenblicke in ein tiefes Stillschweigen.

Sodann Christian wahrnehmend, bei dem alle Bewegungen eine fieberhafte Ungeduld verriethen, sagte er:

„Wie bleich sind Sie, Graf Obinsky! wie aufgeregt sind Sie!"

„Oh! Monseigneur, ich müßte todt sein!"

„Du! mein armer Christian?"

„Monseigneur, können Sie mir eine Minute bewilligen?"

„Sprich! sprich!"

„Nun wohl, Monseigneur, Ingénue ist vielleicht zu dieser Stunde todt."

Und er erzählte lebhaft, leidenschaftlich das ganze entsetzliche Drama.

Der Prinz gab mehr als einmal Zeichen der Theilnahme und der Besorgniß von sich.

„Nun," sagte Christian, als er geendigt hatte, „bin ich unglücklich genug? Stirbt sie, so werde ich sie nicht überleben; entkommt sie, so muß ich sie ihrem Vater, einem schändlichen Gatten zurückgeben, der, nachdem er sie einmal gemordet, sagen wird, sie sei

sein Eigenthum . . . Oh! der Elende! Monseigneur, werden Sie mir nicht ihn vor ein Gericht schleppen und die Ehe lösen helfen?"

Der Prinz überlegte; er lächelte sodann, und, sich in einer liebreichen, heiteren Inspiration erhebend, öffnete er ein Kistchen von Boule, das sein Kammerdiener neben ihn gestellt hatte.

Er nahm daraus einen kleinen ciselirten Schlüssel und gab ihn immer lächelnd Christian.

„Was ist das?" fragte der junge Mann.

„Höre mich wohl an," erwiederte der Prinz, „und verliere kein Wort und keine Secunde . . . „Dieser Schlüssel ist der Deines Glückes."

LX.

Aechte und falsche Thränen.

Vielleicht hat unser Leser, der einen ganzen Horizont umfaßt, während wir genöthigt waren, unseren Hauptpersonen auf den Wegen und Umwegen ihrer Odyssee zu folgen, sich schon gefragt, wie es in dieser gräßlichen Nacht dem armen Rétif de la Bretonne ergangen sei.

Wir kommen hiezu, Leser; und indeß Christian, Besitzer des Schlüssels, den der Graf von Artois den Schlüssel des Glückes nennt, die sterbende Ingénue in eines von den kleinen Häusern trägt, die der Prinz seinem Pagen angeboten hatte, werden wir umkehren und natürlich auf unserem Wege den würdigen Romanendichter finden.

Während dieser fürchterlichen Verwüstung, welche den Faubourg Saint-Antoine völlig untereinander warf, Paris in Bewegung und Versailles in Schrecken setzte, machte es Rétif de la Bretonne wie es die Schiffbrüchigen in dem Augenblicke machen, wo der Kapitän der Mannschaft und den Passagieren ankündigt, in zehn Minuten werde das Schiff untersinken: er suchte seine Gedanken zu sammeln und zu retten, was er Kostbarstes hatte.

Vor Allem sein Leben! Rétif lag viel hieran; das war für ihn, den Philosophen, das Princip alles Glückes; und da er ein wenig Skeptiker hinsichtlich der andern Welt, so wünschte er so lange als möglich im Besitze von dieser zu bleiben.

Rétif rettete also vor Allem sein Leben.

Sodann, als sein Leben gerettet war, schaute er umher und fragte sich, welche Dinge er mit seinem Leben retten sollte.

Das Erste, was sich seinem Geiste, seinem Herzen bot, war seine Tochter, seine vielgeliebte Ingénue.

Ingénue war aber abwesend; folglich lief sie keine Gefahr.

Alsdann dachte er an seine Manuscripte, das heißt an seine anderen Kinder, an die ihm nach Ingénue theuersten Kinder: das Beispiel von Camoens und mehreren anderen großen Dichtern war nicht zu vernachlässigen.

Rétif, der schleunigst hinabgegangen war, um die Gefahr von unten zu ermessen, versicherte sich, daß die Treppe noch solid, stieg wieder in seinen dritten Stock hinauf und raffte eine Quantität beschriebene Papiere von wenig angenehmem Aussehen

zusammen, welche Papiere aber die Flamme sicherlich eben so wenig verschont hätte, als das Wasser des indischen Meeres die Lusiade.

Er rollte diese Papiere zusammen und nahm sie unter seinen Arm; dann leerte er in seine weiten Taschen, die sich rundeten und seinen Ueberrock aufhoben, eine Schachtel voll assortirte Druckschrift.

Als er sodann sah, daß das, was er zurückließ, gerettet zu werden nicht der Mühe werth war, daß er wie Bias Alles mit sich nahm, stieg er wieder die Treppe hinab, ging durch die Gartenthüre, und entfloh wie ein Dieb, der verhaftet zu werden befürchtet, weil er, da viele Leute das Haus von Réveillon zu plündern anfingen, streng genommen für einen Plünderer gelten konnte; und der Geist des redlichen Romanendichters empörte sich schon beim Gedanken allein, man könnte in Betreff seiner einen solchen Irrthum begehen.

Sobald er, athemlos, aber das Herz ruhig — denn er rettete nicht nur seine Probebogen, sondern auch ein hinreichendes Quantum Schrift, um andere zu machen, — fern vom Ofen war, setzte er sich auf einen Weichstein und schenkte einen Malerblick dem Effecte des Brandes und dem Gemälde der Volkswuth; wonach er behende den benachbarten Straßen zuschritt, um sich völlig in Sicherheit zu bringen.

Er hatte die ersten Schüsse der Gardes françaises gehört, und er erinnerte sich mit einem gewissen Schrecken des Gewehrfeuers vom Pont Neuf.

Was blieb ihm zu thun, dem guten Rétif?

Er hatte nur zu warten.

Welche Idee würde seine Tochter haben, wenn sie nach Hause käme oder wenn sie vielmehr nicht nach Hause kommen könnte?

Ihren Vater überall zu suchen, wo er wäre.

Wo wäre er?

Der Hase kehrt in sein Lager zurück. Rétif war in gewisser Hinsicht von der Natur der Hasen: in seinem alten Lager würde ihn also seine Tochter suchen.

Welches war dieses alte Lager?

Die kleine Wohnung der Rue des Bernardins.

Diese kleine Wohnung bot sich auch ganz natürlich dem Gedächtnisse von Rétif.

So sehr er seit einem Monat an den Luxus und den Comfort des Hauses Réveillon gewöhnt war, der Romanendichter hatte die Freuden und die Leiden des unabhängigen Mannes nicht vergessen; die einen und die andern waren unzertrennlich von der Erinnerung an diese arme kleine Wohnung; Rétif erinnerte sich derselben auch nicht sobald, als er sein Gedächtniß befragte.

Er schlug also maschinenmäßig, und als ob er es nie verlassen hätte, den Weg nach seinem alten Quartier ein.

Es war noch nicht ganz Nacht geworden, als er hier ankam. In Ermangelung eines Concierge, — die Concierges waren zu jener Zeit in den meisten Häusern von Paris noch unbekannt, — kam einer von den Miethsleuten auf seine Schläge mit dem Klopfer herab und öffnete ihm die Thüre; der im ersten Stocke wohnende Hauseigenthümer, bei welchem Rétif Halt machte, hörte nicht nur mit Neugierde,

sondern mit Interesse die Erzählung der Ereignisse des Tages, und da Rétif immer so regelmäßig als möglich seine Zieler bezahlt, da er das Haus verlassen hatte, ohne irgend einem Menschen einen Pfennig schuldig zu sein, so kam der Hauseigenthümer den Wünschen von Rétif entgegen und bot ihm an, er möge seine alte Wohnung, welche vacant geblieben, wieder beziehen, was Rétif annahm.

Mehr noch: da die Wohnung völlig von jedem Meuble entblößt war, so trieb der Hausherr das Vertrauen so weit, daß er Rétif zwei Stühle anbot, einen für ihn, einen für seine Tochter, bis sich Rétif mit Hülfe seines Buchhändlers wieder ein anderes Ameublement angeschafft hätte.

Rétif begab sich also in seinen vierten Stock, in einer Hand ein Licht, in der andern einen Stuhl tragend, und gefolgt vom Hauseigenthümer selbst, der den zweiten Stuhl trug.

Als sie in die Wohnung eingetreten waren, machte der Hausherr seinem alten Miethsmanne bemerkbar, er habe seine Abwesenheit benützt, um eine neue Tapete ankleben zu lassen, was er übrigens zur Zeit von Rétif nicht gethan, obgleich ihn Rétif, da die alte Tapete in Fetzen zerfallen war, oft darum gebeten hatte.

Das war eine von den abscheulichen grauen Tapeten, wie sie die Hauseigenthümer gewöhnlich in den Wohnungen der dritten und vierten Stockwerke anwenden.

Rétif lobte diese Tapete sehr, denn er wünschte,

daß ihm der Hausherr, außer seinen zwei Stühlen, noch einen Tisch leihe.

Lassen wir dem Hausherrn die Gerechtigkeit widerfahren, daß er auf die erste Bitte, die an ihn gerichtet wurde, Rétif einlud, hinabzugehen und selbst den Tisch, der ihm anstünde, zu wählen.

Rétif ging hinab und nahm einen sehr einfachen, aber mit zwei Schubladen versehenen Tisch; alsdann brachte er, immer mit Hülfe des Eigenthümers, den Tisch in den vierten Stock.

Wonach sich der Hausherr, Rétif seine anderen Dienste anbietend, zurückzog.

Rétif geleitete den Hauseigenthümer bis an die Thüre, grüßte ihn, wartete, bis er einen Stock hinabgestiegen war, kehrte zurück, machte die Thüre hinter ihm zu, zog die beiden Schubladen aus dem Tische, und leerte die Schrift darein, mit der seine zwei Taschen vollgestopft waren.

Wieder aufgeheitert durch die Idee, nichts widersetze sich mehr dem, daß er arbeiten könnte, ging er sodann eine Zeit lang auf und ab, — seine Tochter erwartend und nicht bezweifelnd, so gut kannte er seine Ingénue, sie werde jeden Augenblick kommen.

Und dennoch verstrich die Zeit.

Doch, ein Mann von Einbildungskraft, supponirte Rétif Alles, um einen Verzug zu entschuldigen: den Schmerz der Demoiselles Réveillon, denen das zarte Herz von Ingénue Hülfe leisten würde; die Einsamkeit, in der sich die armen Mädchen befänden; die Sperrung der Straßen, die Entfernung der zwei Quartiere; Rétif ging endlich so weit, daß er sogar Gefahren annahm.

Was ihn aber hauptsächlich beruhigte, das war die Gegenwart von Auger im Hause: der Mann wachte über die Frau, und es werde, Dank sei es diesem Schutze, ohne Zweifel Ingénue jeden Augenblick frisch und gesund zurückkommen.

Es schlug halb zehn Uhr Abends, ohne daß Rétif ernstlich in Unruhe gerathen war.

Uebrigens hatte Rétif, um keine Zeit zu verlieren, ein paar Seiten über den Brand und die Plünderung zu setzen angefangen; da er aber keine geschichtliche Erzählungen machen konnte, denn die Preßfreiheit war entfernt noch nicht vollkommen, da er überdies mit den glühenden Leidenschaften des Augenblicks den schmerzlichen und nur zu reellen Brand des Aufruhrs wieder zu schüren befürchtete, so suchte und fand Rétif ein sinnreiches Mittel, das, was vorgefallen, zu erzählen, darin, daß er den Brand eines Schlosses auf dem Lande beschrieb. Er ersetzte die Aufrührer durch Dorfbewohner in Schlarren und die Kasse durch einen Futterboden; er nannte Scheunen die Werkstätten und machte eine sehr rührende Erzählung vom Einsturze der in Flammen stehenden Schafställe und dem kläglichen Blöken der Herden; Réveillon endlich verwandelte er in einen schlechten Gutsherrn, was seiner Novelle ein wenig Körper gab.

Rétif schrieb, wie man weiß, nicht, sondern er setzte sogleich; er war schon ganz erhitzt durch seine Arbeit, er fing an den wahren Brand über dem falschen zu vergessen, selbst Ingénue zu vergessen, als die Thüre des Zimmers sich öffnete und ein

Mann, ganz keuchend, ganz athemlos, wie eine Lawine hereinstürzte.

Bei dem Geräusche, das dieser Mann eintretend machte, schaute Rétif empor, und er erkannte Auger.

Auger war bleich; er hatte hohle Augen mit blauen Ringen, einen kurzen Athem und schlotterige Beine; seine Haare waren in Unordnung; man sah, daß er viel hatte laufen müssen, und er schien noch laufen zu wollen, als ob dieses Zimmer, statt ihm das Hinderniß seiner vier Wände zu bieten, eine gränzenlose Ebene gewesen wäre.

„Sie! Sie!" rief Auger, indem er sich auf Rétif warf, um ihn zu umarmen.

„Allerdings ich," erwiederte der gute Mann; „suchten Sie mich denn nicht?"

„Doch . . ."

„Und Sie haben errathen, ich sei nach meiner alten Wohnung zurückgekehrt?"

„Ich habe das errathen . . . ja," stammelte Auger.

„Sie sind aber nicht allein?" fragte Rétif besorgt.

„Wie, nicht allein?"

„Nein . . . Ingénue? . . ."

„Ach!"

„Wo ist sie?"

„Ah!" rief Auger, Niedergeschlagenheit heuchelnd. Und er setzte sich oder sank vielmehr auf den zweiten Stuhl.

„Ingénue! Ingénue! wo ist Ingénue?" wiederholte der arme Vater mit zunehmender Dringlichkeit.

Bei dieser Frage stieß Auger nicht einen Seufzer, sondern ein Geheul aus.

Rétif reckte die Ohren auf.

„Nun?" fragte er.

„Ah! armer Vater!" seufzte Auger.

„Sprechen Sie doch!"

„Ingénue . . ."

„Was?"

„Wenn Sie wüßten!"

Rétif verließ seinen Winkelhaken und stand von seinem Stuhle auf.

Er fühlte um sich her den Wind eines Mißgeschickes, den Flügel des Unglücksvogels.

Auger seufzte und wehklagte fortwährend.

„Reden Sie!" sagte Rétif mit jener ganz spartanischen Festigkeit, die in ihrer Seele beim Herannahen großer Mißgeschicke diejenigen, welche die Fähigkeiten ihres Geistes, das heißt, ihrer Seele geübt, gefunden haben, finden und immer finden werden.

„Was soll ich Ihnen sagen?"

„Aber wo ist sie denn?"

„Ich weiß es nicht."

„Wie! Sie wissen nicht, was aus meiner Tochter geworden ist?" rief der erschrockene Vater.

„Nein."

Rétif schaute seinen Schwiegersohn starr an.

„Sie wissen es!" sprach nach einem Stillschweigen der Greis, der die Verlegenheit in den Zügen des Elenden gelesen hatte.

„Aber . . ."

„Sie wissen es!" wiederholte er mit noch mehr

Nachdruck, „und Sie müssen es mir auf der Stelle sagen, was auch die Kunde sein mag, die Sie mir mitzutheilen haben."

Auger erhob sich wie ein Mensch, der alle seine Kräfte zu Hülfe ruft.

„Sie wollen es also?" fragte er.

„Ich will es," antwortete Rétif.

„Nun wohl, Sie wissen, daß mir insbesondere bei Herrn Réveillon, — außer den andern Functionen, mit denen mich sein Vertrauen bekleidet hatte, — die Bewachung der Kasse übertragen war?"

„Ja."

„Sie wissen, daß Ingénue gegen Mittag oder um ein Uhr ausgegangen war?"

„Ja, wahrscheinlich mit den Demoiselles Réveillon."

„Ich weiß nicht, mit wem."

„Gleichviel, fahren Sie fort."

„Nun wohl, es scheint, daß sie zurückgekommen ist, und daß sie in diesen Theil des Gebäudes eindringen wollte."

„Warum sagen Sie, es scheint?" fragte Rétif.

„Ich sage, es scheint, weil man nicht ganz sicher ist . . ."

„Man ist nicht ganz sicher?"

„Man weiß nicht . . ."

„Ah! sagen Sie doch rasch, was man weiß oder was man nicht weiß?" rief Rétif mit einer Energie, welche Auger erbleichen machte.

„Nun," fuhr Auger fort, „die Kasse ist verbrannt; ich wollte in dieselbe eindringen, um einige Werthe, sei es vor dem Brande, sei es vor der Plünderung zu

retten; als ich aber an Ort und Stelle kam, sah ich die Plafonds einstürzen, und ich fand nichts als . . ."

„Was?" fragte Rétif keuchend.

„Nichts als den Leib!" stammelte Auger mit erstickter Stimme.

„Den Leib von wem?" rief der Greis mit einer Betonung, welche sich nicht beschreiben läßt, und die für den Bösewicht, so niederträchtig er auch war, der Vorgeschmack der Qualen, die ihm die Ewigkeit vorbehielt, sein mußte; „den Leib meiner Tochter?"

Auger neigte das Haupt und schwieg.

Rétif stieß einen dumpfen Fluch aus und fiel auf seinen Stuhl zurück.

Allmälig begriff er den ganzen Umfang seines Unglückes; er verfolgte Schritt für Schritt, mit dem unseligen Scharfsinne des Menschen von Einbildungskraft, das gräßliche Drama, von dem ihm sein Schwiegersohn nur einen Theil entrollt hatte.

Und da er rasch zur schmerzlichen Entwicklung kam, so wandte er sich gegen Auger um und fragte: „Sie war todt?"

„Entstellt, unkennbar, vernichtet! aber, ach! ich habe sie nur zu wohl erkannt!" fügte der Mörder bei, der sich beeilte, die Erzählung kurz abzuschneiden, als wollte er zugleich seine Gewissensbisse kurz abschneiden.

Rétif ließ sich sodann, mit der Beharrlichkeit und der Verzweiflung der gebrochenen Herzen, den Einsturz, den Brand, den Ruin des Hauses erzählen; und nachdem er Alles mit den Augen der Einbildungskraft wohl gesehen hatte, schaute er Auger an,

als wollte er in seine Augen einen letzten Reflex des entsetzlichen Bildes, das er betrachtet, nehmen.

Gelähmt, gebrochen, ließ er sich sodann gehen und weinte.

Auger lief auf seinen Schwiegervater zu, drückte ihm die Hände, nahm ihn in seine Arme, vermengte seine Thränen mit denen des Greises; und als er diese Pantomime lange genug gespielt zu haben glaubte, sagte er:

„Lieber Herr Rétif! wir haben wirklich Beide dieses Unglück erlitten; wir müssen es mit einander zu ertragen suchen. Nachdem Sie Ihre Tochter verloren, betrachten Sie sich als einen Mann, der noch einen Sohn hat, welchem Sie, wenn nicht die Freundschaft, die Sie für Ingénue hegten, doch ein wenig Zuneigung gewähren werden."

„Oh!" entgegnete Rétif, „nicht einmal eine zweite Tochter würde diese ersetzen, Auger!"

„Ich werde Sie so gut pflegen! ich werde für Sie so gut und ergeben sein, daß Sie wieder Muth fassen müssen," sagte der Elende.

„Nie."

„Sie werden sehen."

Rétif schüttelte zum zweiten Male den Kopf, jedoch schmerzlicher als das erste Mal.

„Wie," sprach Auger sichtbar beunruhigt, „Sie würden mich wegjagen? . . . Habe ich nicht auch Alles verloren, und mein Schmerz sollte Ihnen nicht eines kleinen Mitleids würdig scheinen?"

„Ach!" seufzte Rétif, unwillkürlich seinen Schmerz mit dem vergleichend, was der Schmerz von Auger sein mußte.

„Nun wohl,“ sagte Auger, „berauben Sie mich nicht des Trostes, den mir Ihre Gegenwart bringen soll, und da ich schwächer bin als Sie, so unterstützen Sie mich durch Ihr gutes Beispiel und Ihre Festigkeit.“

Es muß eine große Macht in der Schmeichelei liegen, daß sie oft die Empfindsamkeit überwiegt. Rétif schöpfte aus dieser wirklichen oder scheinbaren Superiorität eine Stärke, der er sich nicht fähig hielt: er reichte die Hand seinem Schwiegersohne, und berührte, — ein armes durch den Anschein getäuschtes Herz, — diese Hand, die seine Tochter gemordet hatte.

„Sehen Sie,“ sagte Auger, „ich, der ich nur mit meinen Armen oder mit meinem Instincte arbeite, ich werde in den Lebensverhältnissen nicht leiden, wie Sie, der Sie mit Ihrem Kopfe arbeiten; ich werde wohl immer einen Schlüssel in einem Schlosse drehen, und immer eine Addition oder eine Arbeiterrevue machen; ich werde wohl immer eine Tapete aufrollen; ich werde folglich leben, während Sie in Ihren Arbeiten unterbrochen werden können.“

„Guter Auger!“

„Also,“ rief dieser mit einem so freudigen Ausdrucke, daß Rétif nicht umhin konnte, den Kopf aufzurichten, um ihn anzuschauen, „also, lieber Herr Rétif, wir werden mit einander wohnen?“

„Ja,“ sprach Rétif.

Man begreift, welches Interesse Auger hatte, bei Rétif zu wohnen und auf das Beste mit ihm zu sein. Wie hätte man annehmen sollen, der Mörder der Tochter wäre der Freund des Vaters geblieben?

Und dennoch verschwand unter dem Blicke von

Rétif dieser Blitz der Freude alsbald vom Gesichte von Auger, um einer Affectation von düsterer Traurigkeit Platz zu machen.

Und da er nicht weinen konnte, als hätte Gott gewollt, daß die Thränen, diese heilige Gabe der Gottheit, nur für einen wahren Schmerz fließen können, so flüchtete er sich in die Seufzer und die Verzerrungen.

Rétif sah sich genöthigt, den schändlichen Bösewicht, der seine Tochter ermordet, zu trösten.

Dieser übertriebene Schmerz brachte indessen eine glückliche Wirkung auf den seinen hervor: er besänftigte ihn für einen Augenblick.

Und nach einigen Anordnungen, die darin bestanden, daß man zwei Gurtbetten vom benachbarten Trödler, den man zu diesem Ende aufweckte, heraufbringen ließ, quartierte Auger seinen Schwiegervater in ein Zimmer ein und legte sich in das andere.

Von hier aus konnte er, mit trockenem Auge und häßlich lächelndem Gesichte, die wahren Thränen hören, welche frei und stürmisch aus dem zerrissenen Herzen des ehrlichen Rétif hervordrangen.

Ohne Zweifel ärgerten ihn diese Thränen, weil sie zu lange dauerten und ihn zu schlafen verhinderten.

LXI.

Der erste Probebogen von einem neuen Roman von Rétif de la Bretonne.

Die gute Haushaltung des Vaters und des Schwiegersohnes machte großes Aufsehen im Quartier und verursachte hier, man muß es sagen, eine allgemeine Bewunderung.

Das beklagenswerthe Abenteuer von Ingénue verbreitete sich sehr rasch; Jeder hatte sie gekannt, und dieser so unglückliche und unerwartete Tod verdoppelte das Interesse, das schon die Katastrophe einflößte, dessen Opfer das Haus Réveillon gewesen war.

Es war für Rétif de la Bretonne eine Art von Thränentriumph, wenn er durch die Straße ging.

Es war für den Schwiegersohn ein Tugendtriumph, wenn man ihn, bei ihren seltenen Spaziergängen, den Arm seinem Schwiegervater geben und diesem gegenüber alle Sorgsamkeit des zärtlichsten Sohnes affectiren sah.

So vergingen acht Tage.

Während dieser acht Tage waren, wie man sich leicht denken kann, das Herz und der Geist des armen Vaters dem schmerzlichsten Grame preisgegeben.

Er hatte sich eine so süße Gewohnheit daraus gemacht, Ingénue zu lieben, und es war bei ihm diese Gewohnheit so mächtig, daß es ihm ein paar Tage schien, sein wahrer Leib sei mit dem seiner Tochter ins Grab gelegt worden, und seine Seele irre allein noch auf der Erde umher.

Der Schmerz stellte sich am Ende in ihm fest und ließ auf seinem hohlen Gesichte jene unvertilgbare Spur zurück, die das Meer an der steilen Küste eingräbt, welche es alle Tage bei seiner Flut besucht, und in die es sich am Ende incrustirt.

Was Auger betrifft — und das war begreiflich: Auger war nicht Vater und, wie man weiß, sehr wenig Gatte; — was Auger betrifft, er hatte seine gewöhnlichen Arbeiten wieder aufgenommen, er ging, kam, aß und schlief wie gewöhnlich.

Von Zeit zu Zeit nahm er indessen plötzlich und wie durch Erinnerung statt der schlimmen Miene, wie er sie sonst zu haben pflegte, eine schmachtend betrübte Miene an.

Das war besonders der Fall, wenn er in Gesellschaft seines Schwiegervaters durch die Straße ging. Da stellten sich die guten Seelen unter die Thüren und an die Fenster, um das erbauliche Paar vorüberziehen zu sehen.

Jeder sagte sich: „Welch ein unglücklicher Vater! doch wie glücklich ist er, daß er einen solchen Sohn gefunden!“

Und die stummen Glückwünsche, nur durch die Blicke übersetzt, drangen wie ein Balsam bis in die Tiefe der Seele von Rétif.

Auger hatte sein Zimmer, das früher Ingénue bewohnte, vollends meublirt.

Das Ameublement war höchst einfach.

Es bestand aus dem Bette, das wir haben hinaufbringen sehen, und aus zwei Stühlen beim Tische.

Dieser Tisch war in den Stunden des Mahles ihm und seinem Schwiegervater gemeinschaftlich.

Auger war übrigens den größten Theil der Zeit auswärts und kam zuweilen sehr spät nach Hause, mochte nun das Geschäft größer gewesen sein, oder geschah es aus irgend einem anderen Motive.

Denn, wenn man wohl überlegt hätte, welches Geschäft hatte nun, da Réveillon keine Kasse mehr besaß, der Kassier Auger zu verrichten?

Folgendes: Auger war ein Mann von Einbildungskraft, Auger hatte sich ein Amt geschaffen, Auger hatte sich zum Inspector der Demolirungsmaterialien gemacht, und man sah ihn die Interessen des ruinirten Réveillon mit demselben Eifer überwachen, welchen er anwandte, um seinen Schwiegervater zu pflegen.

Hatten am Ende des Tages die Arbeiter unter seinen Befehlen ein paar Bretter zusammengebracht, deren Zustand eine neue Verwendung gestattete, so war Auger glücklich wie Titus: Auger hatte seinen Tag nicht verloren.

Und er kam entzückt zum Vater Rétif zurück und ging in alle Einzelheiten dieser täglichen Arbeit ein, ohne zu begreifen, wie sehr er den Greis dadurch betrübte, daß er sich jeden Tag wieder an den verfluchten Ort begab, wo Rétif seine Tochter verloren, und daß er ihm jeden Abend durch eine neue Erzählung den Dolch ins Herz stieß.

Auger bekümmerte sich aber, wie man leicht einsieht, sehr wenig darum, daß er Rétif betrübte.

Das Einzige, um was er sich bekümmerte, war, im Quartier seinen Ruf als redlicher Mann, als betrübter Witwer und als ehrfurchtsvoller Sohn festzustellen.

Das war ihm in acht Tagen gelungen.

Man weiß, daß, wenn Auger Etwas wollte, er es recht wollte, und daß es ihm weder an Gewandtheit, noch an Beharrlichkeit fehlte, um es zum Ziele zu führen.

Es waren also acht Tage verlaufen; man war am neunten seit dem Tode von Ingénue; es hatte zwei Uhr geschlagen, und das Mittagsmahl, bereitet von den Händen von Auger und verstärkt durch ein im Ofen des Bäckers gekochtes Gericht, war auf dem Tische erschienen.

Auger rief seinen Schwiegervater.

Dieser verließ seinen Winkelhaken, stieß einen Seufzer aus, stand auf und setzte sich maschinenmäßig an den Tisch.

Auger, der hinter ihm geblieben, rückte seinen Stuhl zurecht, und war besorgt, einige vom Greise gesetzte Zeilen ungemein zu bewundern, — Stanzen in Versen, Stanzen in Prosa an das Andenken von Sicadele und Zephyre gerichtet.

Der Elende gebrauchte alle Mittel, die ihm seine Einbildungskraft in den Sinn gab, um diesen tiefen väterlichen Schmerz einzuschläfern.

Er that das Gute durch den beharrlichen Willen, das Böse zu thun.

Auger hatte Appetit: das Mahl war gut und reizte ihn.

Rétif dagegen saß bei Tische, doch seine trägen Arme fielen an beiden Seiten seines Lehnstuhles hinab, sein Kopf neigte sich auf seine Brust, und er schien durchaus nicht zum Essen gelaunt zu sein.

Er sah seinen Schwiegersohn sich zu Tische setzen,

den, den sie seinen unglücklichen Herrn bestehlend ertappt hatte.

„Lassen Sie nichts sichtbar werden: man kennt Ihre Seelenstärke; lächeln Sie fortwährend gegen den Elenden, der bei Ihnen ist, erregen Sie keinen Verdacht bei ihm; er wäre sonst im Stande, Sie auch zu ermorden.

„Kommen Sie geschwinde! man erwartet Sie."

Als sein durch diesen entsetzlichen Brief gepeitschtes Blut oft genug die Aufsteigung und die Absteigung, die den Schlag und die Lähmung geben, gemacht hatte, stellte sich Rétif wieder gerade auf seine wankenden Beine und sagte mit sicherer Stimme:

„Diese Probebogen sind schlecht, und die Arbeiter sind ungeschickte Leute."

Sodann zerknitterte er das Papier in seiner Hand und verschloß es in seiner Tasche, ohne daß Auger es bemerken konnte und im Geringsten darauf merkte.

Wonach er wieder seinen Platz bei Tische nahm und sein Gespräch mit dem Elenden fortsetzte.

Dieser hatte gegessen, er war zufrieden; die Verdauung klärte ihm die Ideen auf: er war geschwätzig und beinahe heiter.

In seinem Ergusse ging er vom Heitern zum Traurigen über, und Rétif machte sich das gräuliche Vergnügen, sich den Tod von Ingénue mit allen Umständen erzählen zu lassen, das heißt mit allen den Lügen, die der Elende aus seiner höllischen Schlauheit und aus dem schlechten Weine, den er getrunken, schöpfte.

Rétif betrübte sich ungemein und ließ sich ein wenig trösten.

„Mein lieber Schwiegervater,“ sagte Auger, „sehen Sie, wie sich Alles auf der Welt ändert, da wir, nachdem wir ein so grausames Unglück erlitten, auf dem Punkte sind, sehr glücklich mit einander zu leben!“

„Das ist wahr,“ erwiederte Rétif phlegmatisch, „denn Sie lieben mich, Auger.“

„Wie ich Ingénue liebte!“

„Meinen Dank!“ sagte Rétif, indem er sich leicht verbeugte.

Heiterer, als er je gewesen, versiegte indessen Auger nicht; er machte seine Reichthums- und Glückseligkeitspläne, bei denen er den Vater Rétif mit so kläglichen Uebertreibungen zum Theilhaber nahm, daß es für den Greis bei kaltem Blute eben so viel Spöttereien waren.

Aller dieser Plattheiten müde, stand Rétif endlich dem schändlichen Mörder zulächelnd von Tische auf.

„Haben Sie genug gegessen, mein Freund?“ fragte er ihn.

„Oh! ja, Schwiegervater; das ist das erste Mal, daß wir so gut gespeist haben.“

„Sie haben Recht . . . und ein gutes Mahl befriedigt immer, nicht wahr? . . . selbst den Schmerz!“

„Ach!“

„Selbst die Tugend!“

Auger, der gewohnt war, den Schwiegervater Sentenzen aussprechen zu hören, gab nicht Acht auf die Bedeutsamkeit von dieser.

Er stand ebenfalls von Tische auf und ging in

sein Zimmer, um seine Schuhe und seinen Rock wieder anzuziehen, denn aus Sparsamkeit legte er diese Kleidungsstücke ab, wenn er nach Hause kam.

Rétif beeilte sich indessen, den Brief zu verbrennen, den er erhalten hatte, und der Rauch füllte noch das Zimmer, als Auger wieder eintrat.

„Ei! was haben Sie da verbrannt?" fragte Auger mit mehr Neugierde als Unruhe schauend.

„Ein Blatt von meinem letzten Satze," antwortete Rétif.

„Warum dies?"

„Weil die Stelle ein wenig jovial war, und ich kein Herz mehr für die Freude habe, selbst nicht einmal in meinen Büchern, seit dem Tode meiner armen Tochter!"

Auger zog sein Taschentuch und weinte ein wenig zum Nachtische.

Der Vater Rétif beharrte nicht bei dem Gespräche; bald nahm Auger seinen Stock und ging aus, um sich zur Arbeit zu begeben.

Rétif sah ihn, hinter dem Fenster verborgen, weggehen; als sodann sein Schwiegersohn verschwunden war, ging er ebenfalls aus; um jedoch keinen Verdacht zu erregen, hielt er bei einigen Kaufleuten von der Nachbarschaft an, die ihn jeden Tag nach Neuigkeiten fragten, oder ihn zum zwanzigsten Male die Geschichte seines Unglücks erzählen ließen.

Man hat keine Idee, wie sehr das Volk von Paris die wiederholten Geschichten liebt.

Sobald Rétif annehmen konnte, sein Bösewicht habe Vorsprung genug, wagte er es auch, seinen Gang fortzusetzen.

Doch dem Helden des **Nächtlichen Zuschauers** ähnlich, ging er nicht am Ende einer Straße vorüber, ohne sich versichert zu haben, daß ihm Auger nicht folgte.

LXII.

Was man durch das Loch eines Bohrers sieht.

Unter Weges ließ Rétif in seinem Monologe und in seinen Geberden die Freude und die Hoffnung, die ihm dieser Brief gegeben, überströmen.

Zuweilen hielt er auch an und fragte sich, ob es nicht eine Falle sei, in der ihn der arglistige Schuft fangen wolle.

In der That, eine unbekannte Schrift, kein Zeichen, das ihn beruhigen konnte; die Hand, welche das Billet geschrieben, war Rétif völlig fremd.

Die Hoffnung allein winkte ihm am Horizont.

Dieser Wink gab ihm den Glauben; hätte man zu ihm gesagt: „Deine Tochter ist auf dem jenseitigen Ufer!“ wie der Apostel, wäre er auf den Wogen des Meeres gegangen.

Und wenn er es sich überlegte, so war doch das, was dieser Brief enthielt, so wenig wahrscheinlich!

Nichtsdestoweniger schritt er weiter gegen die Rue Saint-Honoré; nur ging er zwischen dem Schmerze der Täuschung und der Furcht vor einem Hinterhalte.

Als er indessen sah, daß man ihm nicht folgte, erlangte Rétif ein wenig Sicherheit; er erreichte den Ort, den man ihm bezeichnet.

Er hatte das Haus nicht zu suchen gebraucht: nach der Beschreibung hatte er es erkannt, und er wußte, wo es lag.

Rétif kannte alle Häuser von Paris.

Endlich blieb er vor der Thüre stehen, klopfte an, wurde eingeführt und nannte sich.

Fünf Minuten nachher lag er, erstickend vor Freude, nicht im Stande, an ein solches Glück zu glauben, in den Armen von Ingénue, welche, wie wir gesagt haben, gerettet und der sorgsamen Pflege der geschicktesten Wundärzte von Paris anvertraut worden war.

Der Schmerz ist, wie man versichert, leichter zu verbergen, als die Freude.

Man müßte denn die Seelenstärke von Rétif nach der Unempfindlichkeit beurtheilen, die er vom Faubourg Saint-Honoré nach der Rue des Bernardins zurückkehrend an den Tag legte.

Nichts in seiner Haltung, nichts in seiner Physiognomie verrieth das Geheimniß, das ihm enthüllt worden war.

Die Augen des guten Mannes waren allerdings ein wenig angeschwollen und ein wenig roth; doch er weinte seit acht Tagen so viel aus Schmerz, daß man unmöglich errathen konnte, die Thränen, die er vergossen, seien Freudenthränen gewesen.

Ueberdies war Rétif vor Auger zurück; er ließ sich in seinem Zimmer nieder und wartete. — Unter Weges hatte er einen guten Bohrer gekauft, mit dem er ein Loch in seinen Alcoven machte.

Dieses Loch war so abgemessen worden, daß es gerade in eine Blume der Tapete von Auger ging.

Schief gehöhlt, bestrich das Loch mit dem Gesichte das ganze Zimmer des Elenden.

Durch diese kleine Oeffnung verlor der Blick von Rétif nichts vom Plafond bis zum Fußboden.

Rétif machte die Erfahrung noch an demselben Tage; er hatte sich den Kranken spielend zu Bette gelegt, um nicht die Erstlinge seiner Erfindung zu verlieren.

Er sah Auger mit seinem Lichte hereinkommen. Das Spiel dieser Physiognomie, bei den röthlichen Reflexen des brennenden Dochtes, hatte etwas Erschreckliches, das den guten Mann in seinem Bette erbleichen machte.

In der That, Auger, der nicht vermuthen konnte, er werde bemerkt, kam mit seinem natürlichen Gesichte zurück, das heißt mit der ekelhaften Gleichgültigkeit des wilden Thieres; er war häßlich so.

Sein Gesicht hatte keinen Geist; seine Augen sahen, ohne zu schauen; ein gewisses Zusammenziehen seines Mundes in den Momenten, wo er sich bewachte, hatte einer völligen Trägheit Platz gemacht. Der Stumpfsinn, die Schlaffheit der Lippen, die Wildheit des Blickes machten aus dieser Physiognomie einen abscheulichen Typus.

Das Thier suchte um sich her und sah bald aus, als ob es sich erinnerte.

Der Gegenstand von diesem Gedächtnißaufschwunge war Rétif; das Gesicht erleuchtete sich, die Hände bewegten sich, die Beine trugen den Leib nach der Thüre.

Da erfaßte Rétif die unangenehme Empfindung dieses nahe bevorstehenden Besuches: er wollte sich stellen, als schliefe er.

Die Thüre öffnete sich. Auger schlich sich leise wie ein Wolf herein und trat auf das Bett zu. Rétif hörte, so zu sagen, den Athem dieses Menschen ausströmen.

Er bekam bange, Auger könnte ihn, im Glauben, er sei eingeschlafen, erwürgen.

Es war gewiß eine grausame Minute, die Minute, während welcher Rétif das Licht fühlte und diesen Menschen ohne eine andere Anschauung als die des Geistes sah.

Durch die Augenlider dringt indessen die Helle, die man nicht sehen will.

Auger ging auf den Fußspitzen weg, wie er gekommen war.

Sobald sich Auger in seinem Zimmer befand, näherte sich Rétif wieder seinem Observatorium.

Und da sah er das Gesicht seines Schwiegersohnes sich völlig verändern.

Dieser stellte an die Eingangsthüre einen großen Koffer und einen Tisch, was er sich Beides seit ein paar Tagen verschafft hatte.

Er untersuchte, ob das Schloß wohl verstopft sei, ob kein Blick in sein Zimmer eindringen könne, und er zog hermetisch die Vorhänge seines Fensters zu.

Er gebrauchte sogar die Vorsicht, als Futter für ihre zu durchsichtige Gaze die baumwollene Decke seines Bettes anzuwenden, die er an den Vorhangstangen befestigte.

„Was bedeutet Alles dies?" sagte Rétif zu sich selbst: „wir werden also einer neuen Schändlichkeit dieses Elenden beiwohnen!"

Auger zog ein Messer aus seiner Tasche, und, wir müssen es sagen, diese glänzende Klinge erschreckte sehr den guten Rétif.

Sie war indessen nicht bestimmt, eine fürchterliche Rolle zu spielen.

Sie drückte sich in den Fußboden zwischen zwei Backsteinen ein, die sie trennte.

Auger hob hierauf einen Backstein aus und legte ihn auf die Seite; unruhig und in der Haltung des antiken Schleifers, richtete er sodann den Kopf auf und horchte.

Da er aber nichts hörte und nichts sah, so steckte er zwei Finger in den Boden und fischte zwischen seinen zwei Fingern ein Goldstück.

Dieses feenhafte Ausziehen war für Rétif ein ganz außerordentliches Schauspiel.

„Gut!" sagte er zu sich selbst, „der Schurke hat sein Versteck an diesem Orte."

Nachdem er das Goldstück in seine Tasche geschoben, ließ Auger den Backstein wieder fallen und drückte ihn zum Niveau der andern nieder, rieb den Boden mit seinem Schuh, nahm seine Decke ab, warf sie wieder auf sein Bett und zog Tisch und Koffer von der Thüre zurück.

Endlich entstopfte er das Schloß, löschte sein Licht aus und legte sich nieder.

Eine halbe Stunde nachher schnarchte er, um Rétif aufzuwecken, hätte Rétif nach Alle dem, was er gesehen, schlafen können.

Morpheus hatte aber, wie Herr Delille sagt, seinen Mohn sehr weit von diesem Alcoven der Rue des Bernardins fortgeschickt.

Der Brief am Morgen, der Besuch im Faubourg und diese nächtliche Erscheinung waren mehr als gemacht, um den wackern Rétif am Schlafen zu verhindern.

Er entwarf seine Pläne und nahm seine Dimensionen mit der Ruhe eines festen Mannes. Hätte ihn Auger wachen sehen, wie er Auger hatte wachen sehen, das wäre für den Schuft ein solcher Schrecken gewesen, daß er sogleich an die Flucht oder an das Verbrechen gedacht haben würde.

Am andern Morgen empfing indessen der Greis sehr liebreich den Besuch seines Schwiegersohnes. Er ließ sich durch seine Fuchsschwänzereien wiegen, trank den Kaffee mit Sahne, den man ihm einschenkte, brennend heiß, und aß sogar mit sehr gutem Appetit, was den vortrefflichen Sohn entzückte.

Auger war hinfort seines Sieges sicher; sobald er sich entfernt hatte, zog Rétif seinen blauen Ueberrock an und ging aus, um Réveillon einen Besuch zu machen.

Es ist in der That Zeit, daß wir auch einen Besuch diesem Opfer der Revolution abstatten, welches der Hof Anfangs hatte machen wollen, und das er später nicht mehr hatte aufhalten können.

Völlig zu Grunde gerichtet, war Réveillon Philosoph geworden.

Er fand Tröstungen selbst bei seinen früheren Feinden.

Sein Unglück machte ihn interessant. Die Republicaner, — wir bitten unsere Leser um Verzeihung, daß wir dieses 1789 noch unbekannte Wort aussprechen, — die Republicaner, sagen wir, geriethen in

Bewegung, als sie einen Quasipatrioten vom Hofe getroffen sahen.

Und Santerre hatte seine Gastfreundschaft dem Unglücklichen und seiner Familie angeboten.

Die Gastfreundschaft von Santerre war aber Etwas im Faubourg Saint-Antoine.

Der Bierbrauer lebte im Ueberflusse; stolz auf ein durch die Arbeit erworbenes Vermögen, machte er von diesem einen so edlen Gebrauch, als wäre er einer der verschwenderischsten Aristokraten seiner Zeit gewesen.

Pferde, Hunde, Leute, Alles war stark, fett und herzhaft bei ihm.

Neues Haus, reichlich bestellten Tisch, muntere Gesichter, Luft für die Lunge, das fand man bei Santerre.

Leider fand man hier auch etwas zu viel politische Discussionen, doch sie waren damals in der Mode.

Es war sehr elegant, über Politik und Reform zu sprechen.

Die Herren von Lafayette und Lameth sprachen wohl darüber, die Königin und der Graf von Artois auch.

Jedermann sprach hierüber so viel, daß einige Leute Politik treiben wollten, und als die Sache einmal in Gang gebracht war, so trieb sie Jedermann und sprach nicht mehr davon.

Wir sagen also, Réveillon mit seinen Töchtern habe Gastfreundschaft bei Santerre gefunden.

Der Bierbrauer hatte von Anfang an den größten Eifer gezeigt: er hatte den Schaden untersucht.

Um ihn wieder gut zu machen, brauchte man nicht

nur Geld, sondern auch Zeit, nicht nur Zeit, sondern auch Muth.

Beutete man ein wenig sein Unglück durch die Politik und die Sympathie der Religionsverwandten aus, so war es möglich, das Vermögen des unglücklichen Tapetenfabricanten wiederherzustellen.

Santerre bot Geld; das war Alles, was er bieten konnte.

Réveillon, der, damit seine Töchter in Sicherheit, unter Obdach wären, gern Zimmer und Tisch bei Santerre angenommen hatte, — es war noch die Zeit des Austausches von Gastfreundschaft, — Réveillon erzürnte sich, sobald man in ihm den Kaufmann erweckte.

Ihm zwanzigtausend Livres anbieten, das war schön, und dennoch fühlte er sich gedemüthigt.

Er fing damit an, daß er es ausschlug.

Sodann erklärte er, zwanzigtausend Livres können ihm von keinem Nutzen sein; er beklagte sich viel über den Verlust seines Portefeuille, das so viel Werthe und besonders die Realisirung seiner Gewinne vom Jahre enthielt.

Doch war nicht Alles dies verbrannt, geraubt, folglich verloren?

Das konnte sich auf eine so ansehnliche Summe belaufen, daß hiegegen zwanzigtausend Livres durchaus nichts bedeuten würden.

Santerre begriff, und selbst verletzt beharrte er nicht bei seinem Anerbieten.

Nichtsdestoweniger war sein Gesicht das, was es sein mußte, das heißt vollkommen sanft und freundlich gegen seinen unglücklichen Gast.

Mitten in dieses häusliche Leben gelangte Rétif, da er genöthigt war, dem Bierbrauer einen Besuch zu machen, um Réveillon zu besuchen.

Rétif hatte übrigens zu Santerre nur vortreffliche Beziehungen gehabt; der Bierbrauer war nicht der Mann, der nicht Alles für sich gewann, was in Paris eine Feder geschickt hielt.

Und Rétif hielt die seinige originell genug, daß die Aufmerksamkeit eines Neuerers dadurch erregt worden war.

Rétif war also einer guten Aufnahme bei Santerre unter einem doppelten Titel versichert.

Als unglücklicher Vater, denn sein Unglück war zu den taubsten Ohren von ganz Paris gedrungen; als verfolgter Patriot, da sich die Verfolgung von Réveillon in zwei Loose theilte, von denen Rétif das schrecklichere getroffen.

Der Papierfabricant hatte sich sehr verändert: der Verlust seines Vermögens hatte ihn bedeutend alt gemacht. Er schaute Rétif an und erblickte in dessen Zügen den Schmerz nicht, der sich in den seinigen offenbarte.

Hieraus konnte er, ohne unlogisch zu sein, schließen, der Verlust von fünfmalhunderttausend Livres übersteige noch den einer einzigen Tochter.

Santerre, nachdem er eine Zeit lang mit ihnen geplaudert hatte, verließ sie; die Töchter von Réveillon, nachdem sie eine Thräne des Herzens dem Andenken ihrer Freundin geschenkt hatten, zogen sich ebenfalls zurück.

Da begann zwischen Rétif und Réveillon das wahre Gespräch.

„Nun," sagte Rétif, „wie gedenken Sie den Zustand zu ertragen, auf den Sie beschränkt sein werden?"

„Mein Gott," antwortete der Fabricant, „ich werde wieder anfangen."

„Aber Ihre Feinde?"

„Ich habe jetzt weniger, als Freunde."

„Das ist wahr."

„Und eröffne ich mein Magazin wieder, so werden alle meine Feinde kommen und bei mir kaufen, um zu sehen, welche Miene ich mache."

„Sie haben Recht."

„Was meine Freunde betrifft, — da es keiner wagt, mir ein Almosen zu bieten, so werden alle nicht ermangeln, mir das Geld für eine Tapetenrolle oder für einen Kaminschirm zu bringen, so daß ich, habe ich in Paris, wie ich annehme..."

„Zweitausend Freunde," sagte Rétif.

„Ungefähr! .. Dann werde ich hunderttausend Livres am Ende des Jahres haben."

„Das ist ein Vermögen!" rief Rétif.

„Ah!" erwiederte verächtlich der Fabricant, „es wird ein Anfang sein."

„Ich weiß wohl, Herr Réveillon, daß Sie über hunderttausend Livres hatten; doch das zweite Vermögen, das man macht, hat nie den Werth des ersten, das man verloren."

„Ach! nein. Es handelt sich also nur darum, die Materialien des zweiten zu finden."

„Bleibt Ihnen denn nichts mehr?"

„Nichts."

„Doch der Credit?"

„Oh! hiemit muß man nicht anfangen; benütze

ich den Credit, da ich nichts habe, so wird dieser Credit so gering sein, daß ich lieber gar nicht davon sprechen will; reden wir vom Credit für Summen, wo es der Mühe werth ist."

„Nun," sagte Rétif, „Herr Santerre bietet Ihnen nichts an?"

„Ich nehme von Niemand etwas an," antwortete Réveillon mit strengem Tone.

„Und Sie thun wohl daran; erheben Sie sich wieder, so geschieht es wenigstens durch Sie selbst."

„Sie verstehen mich!" sprach Réveillon, indem er Rétif die Hand drückte.

„Ja," sagte der Dichter; „doch wie werden Sie aus Ihrem Fonds das ziehen, was Sie vielleicht nicht mehr darin haben?"

Hier versenkte sich die Stirne von Réveillon in den Schmerz; sein Stolz machte dem Kummer eines früher Reichen Platz.

Rétif beobachtete ihn mit einem zugleich guten und forschenden Blicke.

Réveillon verdüsterte sich immer mehr; er seufzte am Ende: er war besiegt.

„Mein Gott! hoffen Sie!" rief Rétif.

„Herr Rétif," sagte sodann Réveillon alle Argumente des Dichters durchgehend, „um zu hoffen, müßte man vor Allem eine erste Basis der Hoffnung haben."

„Wie viel würden Sie ungefähr brauchen?" fragte Rétif.

„Oh! viel."

„Nun?"

„Viel mehr als Sie und ich haben," erwiederte

der Fabricant mit einer Art von verächtlichen Bitterkeit.

Rétif hatte ein leichtes Lächeln, das in diesem Augenblicke sehr bezeichnend gewesen wäre, hätte er begriffen werden können.

Doch er wurde es nicht zum großen Glücke für die folgenden Kapitel.

Da kamen die Töchter des Fabricanten zurück, sodann Santerre, und das Gespräch wurde wieder allgemein. Rétif hatte nichts mehr zu thun; er ließ sich mit Vorbereitung die ganze von Auger erfundene Geschichte erzählen, mischte seine Commentare darein, und verließ das Haus als ein Mann, den man für sehr unglücklich hielt, der aber im Ganzen nur eine kleine Tochter verloren hatte.

„Welche," fügte Réveillon bei, als der Schriftsteller weggegangen war, „welche vortreffliche Eigenschaften besaß, jedoch keinen Sou Mitgift, was sie sehr unglücklich gemacht hätte, da ihr Mann Auger sein Leben lang vegetirt haben würde."

Er schloß mit der Versicherung, sie sei unendlich viel glücklicher, daß sie todt, so daß er sie nicht beklage, und daß, wenn der erste Schmerz vorüber, Rétif klar hierin sehen und ihren Verlust auch nicht mehr bedauern werde; während er, Réveillon, zwei große Töchter auf dem Nacken, ein vernichtetes Vermögen und die Gewohnheit des Wohlstandes habe.

Dieser letzte Theil der Beweisführung war nicht der stärkste.

Es preßte ihm zahlreiche Seufzer aus, wenn er

den glücklichen Luxus seines Gevatters des Bierbrauers betrachtete.

Und die Demoiselles Réveillon seufzten auch, während sie sich weniger unglücklich mit ihrer Jugend, mit ihrer Schönheit, mit ihrer Unschuld fühlten, als ihr Vater es sagen wollte.

Unglücklich allerdings, doch noch lebend, statt wie die arme Ingénue Rétif lebendig verbrannt worden zu sein.

LXIII.

Wo man Auger während seines Mahles stört.

Wir müssen nun zu dem vortrefflichen Auger zurückkehren, dem die Academie in unseren Tagen sicherlich den Tugendpreis bewilligt hätte.

Er hatte auch seine Pläne gemacht und sogar theilweise seine Vorbereitungen getroffen.

Wohl gesehen von der Welt, durchaus nicht beunruhigt in Betreff des Diebstahls bei Réveillon und des Todes seiner Frau, beklagt und bewundert vom Faubourg Saint-Antoine und von der Rue des Bernardins, hatte er doch im Sinne, der Undankbare! Frankreich oder wenigstens die Hauptstadt zu verlassen, die ihn als angebetetes Kind behandelte!

Auger schielte nämlich ganz einfach nach einer gewissen Provinz Gascogne, in welcher er, ein wenig Handel treibend, um einem Vermögen Vorwand zu geben, sich mit einer Frau, welche weniger Sylphide als Ingénue, mit einer mit dicken Unschlitt- und Wollehändlern verwandten Frau, welche aber

auf keinerlei Art Tochter, Schwester oder Nichte eines Literaten, wiederverheirathen würde.

Denn im Grunde haßte, ohne Zweifel aus Instinct, Auger den armen Rétif.

Und in den von uns erwähnten Träumen sah er sich, statt in einer elenden, einsamen, verdrießlichen Stube ohne Meubles der Rue des Bernardins zu sein, in einem guten kleinen Hause, das auf die Fluren und die Wälder ging, comfortable, warm und respectabel war.

Hier war er guter Gatte, guter Familienvater, reich! er hatte alle Tugenden!

Dieser Mensch war so gierig nach einem guten Rufe, daß er eine Hälfte der Welt ermordet hätte, um die Achtung der andern zu erlangen.

Die Leute, welche keine Tugend im Herzen haben, sind außerordentlich darauf verpicht, eine solche auf dem Kleide oder auf dem Gesichte zur Schau zu stellen.

Auger hatte in seinem Geiste seine Abreise auf einen sehr nahen Tag festgesetzt: vielleicht beging er eine Unklugheit, daß er sich hiemit in seinem Zimmer beschäftigte; immerhin wollen wir, um den Leser nicht schmachten zu lassen, erzählen, was geschah.

Es war am Montag den 16. Mai, also in der schönsten Zeit des Frühlings.

Paris ist dann ganz Wohlgeruch; die Levkojen und die Maiblümchen bestreuen die Straßen, die Veilchen und die Narcissen durchbalsamen die Luft.

Kleine Blumenhändlerinnen laufen mit ihren Körben, wie lebendige Weihrauchpfännchen, in der Stadt umher.

An den Fenstern nehmen die Rosenstöcke ihre Blätter an und die Syringen blühen.

Sodann erscheinen da und dort die frühen Kirschen, ihre rothen Köpfe an grünen Stängeln zeigend, mit denen man die kleinen Kinder, die sich gut aufgeführt, belohnt.

Es war also an einem von diesen Tagen.

Die Fenster standen offen und ließen in die dürftigen Stuben einen von den warmen Sonnenstrahlen eindringen, welche der Reichthum des Armen sind, weil sie der Arme allein vollkommen zu genießen weiß.

Auger setzte sich um zwei Uhr wie gewöhnlich, seinem Schwiegervater gegenüber, zu Tische; mehrere Male hatte er zu dem guten Manne Rétif die Augen aufgeschlagen, denn nie seit dem Tode seiner Tochter war der gute Mann Rétif so düster und sorgenvoll gewesen.

Eine sonderbare Befangenheit verrieth sich in seinen Geberden und in seiner Stimme.

Obschon seine Liebenswürdigkeit gegen Auger verdoppelnd, hatte er doch etwas Unruhiges in allen seinen Bewegungen.

Er, der vorzugsweise geschickte Mann, hatte einen Teller fallen lassen.

Sodann hatte er ein Glas zerbrochen.

Worauf ihm Auger lachend gesagt:

„Aber, Schwiegervater, nehmen Sie sich doch in Acht, Sie zerstören unsere Haushaltung . . . Sie wissen, daß zerbrochene Gläser Unglück bringen?“

Und bei diesen Worten hatte ein seltsames Lächeln die spöttische Lippe des Greises umschwebt.

Dann hatte er, ohne Zweifel um seine Befan-

genheit zu verbergen, zum dritten Male dieselbe Schüssel genommen.

Während Auger plauderte, füllte Rétif sein Glas, legte ihm vor, und suchte sich durch einen seltsamen Wortschwall, oder durch ein ungewöhnliches Geräusch auf dem Tische, oder durch das Zusammenstoßen von Geräthen zu betäuben.

Die Verblendung gewisser mißtrauischen Naturen ist bei gewissen Fällen ein interessanter Gegenstand der Beobachtung.

Auger errieth, fühlte nichts; er sah nur seinen Schwiegervater sehr erhitzt und erhitzte sich mehr als er.

Man nahm den Braten in Angriff, als Auger, den Kopf ein wenig aufrichtend, horchte.

Rétif horchte auch, nur erbleichte er, während er horchte.

„Was haben Sie denn, Schwiegervater?“ fragte Auger.

„Nichts!“ erwiederte der Schriftsteller; und er schenkte seinem Schwiegersohne so rasch und mit einer so heftig zitternden Hand zu trinken ein, daß er mehr als ein halbes Glas Wein auf das Tischtuch goß.

„Wahrhaftig!“ rief Auger mit einem schallenden Gelächter, „ich erkenne Sie heute gar nicht mehr, Vater Rétif! Haben Sie etwa einen neuen Roman im Gehirne?“

„Ei! mein Schwiegersohn, ganz richtig!“

„Ah! . . . Nun, so erzählen Sie mir das ein wenig.“

„Gern, mein lieber Auger.“

„Ist Liebe darin?“

„Gewiß! . . . Sie lieben die Liebe?"

„Ja, aber tugendhaft . . . Ei! ei! Ihre Bücher sind zuweilen ein wenig frei, mein lieber Herr Rétif."

„Ah! Sie finden?"

„Ja wohl."

„Sie lieben also die Tugend?"

„Bei Gott!"

„Nun, ich will Ihnen meinen neuen Roman erzählen."

„Ich höre."

„Und er wird Ihnen gefallen, denn das Verbrechen wird darin bestraft und die Tugend belohnt."

„Gut!" sagte Auger.

Und da er nach und nach gut gegessen und gut getrunken hatte, stützte er sich so bequem als möglich mit den Ellenbogen auf den Tisch, um die Erzählung seines Schwiegervaters anzuhören.

Unglücklicher Weise aber ertönte in demselben Augenblicke ein zugleich schweres und lebhaftes Geräusch vor der Thüre, auf dem Ruheplatze.

„Nun?" sagte Auger.

„Nun?" rief Rétif.

„Was gibt es denn?"

Die Thüre öffnete sich, und vier Soldaten von der Wache traten rasch in das Zimmer ein, indeß zwei Commissäre wie Schlangen zwischen ihnen durchschlüpften und an den beiden Thüren Platz nahmen.

Bleich und entstellt, schaute Auger seinen Schwiegervater an, der am Tische geblieben war.

„Was bedeutet das?" fragte er.

„Welcher von Ihnen heißt Auger?" fragte Einer von den Commissären, — aus reiner Höflichkeit,

denn es war ein Mann mit spitziger Nase, überragt von einer Brille, der seine Leute offenbar kannte.

Zum Glück ich nicht!" antwortete Rétif, während er aufstand, um sich unter den Schutz der Schildwachen zu stellen.

„Ich," sagte Auger mit einer gewissen Festigkeit.

„Also," sprach der Commissär, indem er auf ihn zuschritt, „also sind Sie schuldig, die Demoiselle Ingénue Rétif, Frau Auger, ermordet zu haben."

„Ich?" rief der Mörder unwillkürlich zurückweichend.

„Ja, Sie, bei Gott!"

„Oh! wer konnte das sagen?" rief Auger, die Hände zum Himmel erhebend.

„Ei! Ihre Frau selbst."

„Meine Frau?"

„Oder, wenn sie es nicht gesagt hat, hat sie es wenigstens geschrieben."

„Meine Frau hat geschrieben?"

„Schauen Sie das an," sprach der Commissär, dem Elenden einen Brief reichend.

„Die Handschrift von Ingénue!" rief dieser bestürzt; „was heißt das?"

„Mein Herr," erwiederte der Polizeicommissär mit einer erschrecklichen Höflichkeit, „ich will Ihnen den Brief vorlesen; doch, da Ihre Kniee zittern, so haben Sie die Güte, sich zu setzen."

Auger wollte der Lage trotzen und stehend bleiben.

Da las der Commissär mit lauter Stimme folgendes Schriftstück:

„„Ich, Ingénue Rétif de la Bretonne, versichere, daß mein Gatte Auger mich, am Tage des Brandes und der Plünderung des Hauses Réveillon, in dem Theile des Hauses, welchen man die Kasse nennt, mit einem Messerstiche niedergestoßen hat; zum Beweise habe ich die Wunde und den Zeugen gegeben, der mich gerettet . . .““

„Falschheit! Lüge! Verleumdung!“ rief Auger. „Wo ist Ingénue? Da sie mich anklagt, so muß man uns confrontiren. Wo ist sie? wo ist sie?“

„Ich fahre fort,“ sprach der unbarmherzige Commissär; „hören Sie, mein Herr; Sie werden hernach leugnen, wenn Sie den Muth dazu haben.“

„„Und ich bezeuge überdies, daß mein Gatte mich mordend sich dafür rächen wollte, daß ich ihn auf frischer That des Diebstahls ertappte.

„„Ingénue Rétif de la Bretonne,
verheirathete Auger.““

„Oh!“ machte Auger erbleichend.

Und er suchte das Auge von Rétif, das er flammend und zugleich geschärft traf.

Der Elende blieb wie niedergedonnert von diesem Blicke.

Bald aber sich wiederbelebend, sagte er:

„Ist das Alles?“

„Nein, das ist nicht Alles,“ antwortete der Commissär; „schauen Sie, was unter der Unterschrift Ihrer Frau geschrieben steht:

„„Als wahr bezeugt.

„„Charles Louis von Bourbon, Graf von Artois.““

„Verloren! verloren!“ murmelte Auger, der in diesem Augenblicke erst sah, in welchen Abgrund er gefallen war.

Und vier Soldaten führten ihn weg, während Rétif, ganz zitternd vor Aufregung, sich an der Lehne eines Stuhles hielt, um nicht niederzusinken.

Nach ein paar Secunden ging Auger mit einem entsetzlichen Fluche ab; er warf von der Thürschwelle aus noch einen Blick der Verzweiflung auf den Ort des Fußbodens, wo sein Geld vergraben war.

Diesen Blick verdolmetschte Rétif im Vorübergehen, und er lächelte sich die Hände reibend.

Er hatte, wir müssen es sagen, nicht die Großmuth, sich nicht ans Fenster zu stellen, um zu sehen, wie der Elende mit den vier Soldaten in einen Fiacre stieg, — zur großen Verwunderung der Nachbarn, welche noch am Tage vorher von der Ergebenheit von Herrn Auger so sehr erbaut gewesen waren.

LXIV.

Wo Rétif Mittel findet, Réveillon zu zerstreuen.

Die Kunde von dieser Verhaftung verbreitete sich bald in Paris; nicht Jedermann kannte Auger; doch in Betracht der Ereignisse, welche vorgefallen waren, kannte Jedermann Réveillon.

Man war glücklich, ein wahres Verbrechen zu erzählen und einen wahren Schuldigen zu treffen,

unter allen den Umständen dieser lichtscheuen Operation des Brandes und der Plünderung der Fabrik; glücklich ferner, auf einige vereinzelte Elende den schwersten Theil des Gewichtes der Ereignisse fallen zu machen.

Man hörte auch sagen, der Proceß von Herrn Auger schreite wunderbar rasch fort; und Rétif de la Bretonne, der dreimal als Zeuge gerufen worden, war nicht derjenige, welcher Hindernisse in den Weg legte.

Zwölf Tage nach dieser Verhaftung ging Rétif, angethan mit seinem besten Sonntagsstaate, obschon es ein Werktag war, von Hause weg und wandelte nach dem Faubourg Saint-Antoine, in der Absicht, sich zu Réveillon oder vielmehr zu Santerre zu begeben.

Der Papierfabricant war sehr niedergeschlagen: er hatte Zeit gehabt, seine Verluste zu berechnen, und er sah sich von Tag zu Tag mehr ruinirt, als er Anfangs glaubte.

Sein ganzes Vertrauen war verschwunden; er richtete den Kopf nur in seltenen Zwischenräumen auf; die Hoffart und ihre Dünste waren aus seinem Gehirne ausgezogen.

Düster, schweigsam, gleichsam erloschen, betrachtete er seine Töchter, welche fortan einer Armuth preisgegeben waren, die er nicht mehr bekämpfen wollte und, wie er sich selbst gestand, nicht mehr bekämpfen konnte.

Rétif trat in das Zimmer ein, das er bewohnte, und bot ihm den guten Morgen mit einer überzeugten Miene.

Sodann, da er weder Santerre, noch Réveillon, noch die Töchter des Letzten seit der Verhaftung von Auger gesehen hatte, gab er einige Einzelheiten über diese entsetzliche Katastrophe der Ermordung von Ingénue, welche übrigens verschwunden, nachdem sie die Kraft gehabt, zu schreiben, was zwischen ihr und Auger vorgefallen war.

Schweigsam, zurückhaltend, setzte er diese Zurückhaltung und dieses Schweigen auf Rechnung seines Schmerzes.

Als indessen Rétif de la Bretonne sich bei Réveillon niedergelassen und seine Hand genommen hatte, fühlte dieser etwas wie einen mild tröstenden Einfluß.

Instinctartig, ohne zu wissen, warum, gab er sich diesem Einflusse hin.

Der gute Mann Rétif drückte ihm so zärtlich die Hand und schaute ihn mit einer so sanften Miene an!

Endlich schaute Réveillon selbst den Dichter mit Erstaunen an und sagte:

„Man sollte glauben, Sie haben mir eine gute Kunde mitzutheilen, Rétif?"

„Ich? Nein," antwortete Rétif.

„Ah!" machte Réveillon mit einem Seufzer.

Und er ließ seinen Kopf wieder niederfallen.

„Ich wollte Sie nur ein wenig zerstreuen," fügte Rétif bei.

„Mich zerstreuen! . . ." versetzte Réveillon.

Und er schüttelte traurig den Kopf.

„Ei! warum nicht?"

„Welche Zerstreuung soll ich haben, nach dem

entsetzlichen Kummer, der mich betroffen? Sagen Sie, welche Zerstreuung würden Sie selbst suchen?"

„Ich?"

„Ja."

„Nun, ich gestehe Ihnen Eines."

„Was?"

„Daß ich von Natur grollhaft und rachsüchtig bin."

„Sie?"

„Wie ein Tiger! ich vergesse nie das Böse, noch das Gute. Man hat mir Böses gethan: ich will es erwiedern, ich kann es."

„Wohl, es mag sein; doch was kann ich Böses den tausend Räubern anthun, die mein Haus in Brand gesteckt, geplündert, mich bestohlen, mein Eigenthum verwüstet haben?" sagte Réveillon mit Egoismus seine Idee verfolgend; „kann ich mich individuell an sie halten oder sie in Masse vor die Gerichte schleppen?"

„Heute spreche ich auch mit Ihnen von mir, mein lieber Herr Réveillon, und nicht von Ihnen!"

„Ah! Sie, das ist etwas Anderes! Nun, man hat Ihnen Ihre Tochter getödtet; Auger hat sie gemordet; vielleicht wird das Gericht Auger tödten, doch es wird Ihnen Ihre Tochter nicht zurückgeben."

„Es ist wenigstens eine Befriedigung, zu wissen, daß die Vorsehung die Bösen tödtet."

„Eine sehr kleine, Rétif."

„Wie so?"

„Ei! nehmen wir an, die Vorsehung bestrafe meine Diebe; nicht die Vorsehung, sondern die Justiz.

Wohl, ich werde darum mein Geld nicht wiederbekommen."

„Ich rede nicht von Ihrem Gelde, mein Freund; wären Sie aber von einem Einzigen bestohlen worden, so wäre es Ihnen gewiß sehr lieb, diesen Einzigen in den Händen zu halten, um ihn bestrafen zu lassen."

„Oh! und um ihn leiden zu lassen, und zwar viel!" sagte Réveillon mit Naivetät.

„Sie sehen wohl!"

„In der That," fuhr Réveillon sich belebend fort, „es wäre eine ziemlich angenehme Zerstreuung für mich, meine Diebe zu Tausenden an einem großen Feuer gebraten zu sehen; es sind schon nicht Wenige im Terpentin meiner Keller gestorben, als sich das Feuer dort verbreitete; Viele wurden auch vergiftet oder verbrannt, da sie meine Vitriole statt des Branntweins oder des Kirschenwassers tranken."

„Und Sie haben sie nicht beklagt?"

„Nein, gewiß nicht! im Gegentheile, je mehr man mir sagte, sie seien zahlreich, desto glücklicher und zufriedener war ich, und vom Eckthurme herab, wohin ich mich geflüchtet, und von wo aus ich mein Haus mit Schmerz betrachtete, sah ich nicht ohne Interesse von Zeit zu Zeit einen von diesen Schurken, mit dem Kopfe voran, niedertauchen und mitten in die Flammen und in den Rauch fallen."

„Ich werde Ihnen vielleicht nichts so Angenehmes und besonders nichts so Pittoreskes bieten; denn das Feuer macht bei Nacht einen herrlichen Effect, und die vom Vitriol und vom Terpentin erzeugten Flammen haben rothe, violette und gelbe Feuer, welche wunderbar schöne Reflexe hervorbringen."

„Nicht wahr?“ sagte Réveillon.

„Ja, und besonders als Ihr Laboratorium zusammenstürzte, da glich die Flammensäule, welche daraus hervorsprang, einem wahren Sonnenbilde; das war in der That ein köstlicher Anblick!“

Réveillon verbeugte sich zum Zeichen des Dankes; es schmeichelte ihm, ein so reizendes Schauspiel mit seinen Scheidewassern gegeben zu haben.

„Wir gehen also ein wenig spazieren?“ fuhr Rétif fort.

„Ich sehe nicht recht ein, was Sie Angenehmes bei diesem Spaziergange finden werden,“ sagte Réveillon, „und ich sehe besonders nicht ein, welcher Zusammenhang sich zwischen einem Spaziergange und dem Anfange unseres Gespräches findet.“

„Ei! mein Gott, Sie werden es sogleich sehen,“ erwiederte der gute Rétif; „sagte ich es Ihnen, wo wäre dann die Ueberraschung?“

Und er führte Réveillon den Faubourg entlang, sodann über die Quais, die sich mit einer beträchtlichen Menge füllten.

Es war zu jener Zeit ziemlich gewöhnlich, ganz Paris nach einer Seite laufen zu sehen; es brauchte hiezu nichts Anderes als das Vorüberkommen eines Deputirten oder eines Wählers.

Réveillon gelangte also am Arme seines Führers bis auf den Grève-Platz.

Mitten auf der Grève erhob sich ein sehr schöner Galgen von neuem Holze, ganz angenehm zu sehen.

Ein ebenfalls neuer Strick schaukelte sich anmuthig am starren Arme dieser Maschine und drehte

mit Laune eine hübsche Schleife, die der Wind zierlich sich schwingen machte.

„Halt!“ sagte Réveillon, indem er stehen blieb und seinen Kopf zurückwarf, „es scheint, man henkt Einen.“

„Das kommt mir auch so vor,“ erwiederte Rétif; „es ist ein Uhr, und da man gewöhnlich um zwei Uhr henkt, so können wir wohl noch einen guten Platz finden.“

„Sie sehen also dergleichen Dinge gern?“ fragte Réveillon nicht ohne einen gewissen Ekel.

„Ei! ich bin ein Schriftsteller, der genöthigt ist, Gemälde von allen Genres zu machen; mein Freund Mercier ist wohl genöthigt gewesen, alle schlechte Häuser von Paris zu besuchen und jede Kloake, jedes abscheuliche Loch zu studiren?“

„Und Sie wollen ihm nachahmen?“

„Gott behüte mich: Imitatores, servum pecus!“

„Wie beliebt?“

„Ich sage, mein lieber Réveillon, die Nachahmer seien eine Herde Lastthiere.“

„Sie ahmen also Mercier nicht nach?“

„Einmal ist er unnachahmlich; und dann ahme ich ihm nicht nach: ich schaffe, das ist mein Genre.“

„Gut! und Sie haben Lust, eine Henkescene zu schaffen?“

„Ja, warum nicht? ich will sehen, wie ein Schurke sterben kann.“

„Kennen Sie denn den armen Sünder?“

„Genau.“

„Wie, genau?“

„Ja, und Sie auch.“

„Sie stacheln meine Neugierde . . .“

„Schauen Sie, wie gut wir hier an der Ecke des Quai Pelletier gestellt sind; der Karren muß vorüberkommen; wir werden das Gesicht des Bösewichts sehen, und ich hoffe, er wird uns auch ein wenig sehen.“

„Ah! was ist das?“

„Bei Gott! die Hatschiere erscheinen schon. Ich sagte Ihnen ja . . .“

Und es kamen in der That die Hatschiere und unterbrachen dieses Gespräch.

Auf die Hatschiere folgte ein Karren.

In diesem Karren erblickte man einen Priester gegen einen nur mit einem Hemde und einer grauen Hose bekleideten Mann geneigt, dessen träger Kopf von einer Leiter des Karrens zur andern schaukelte.

Dieser Mensch, der kein Anderer war, als der arme Sünder, wandte, nach dem Gebrauche, den Rücken dem Wege zu, auf dem er hinfuhr; es konnten also weder Rétif, noch Réveillon sein Gesicht sehen.

Rétif erhob sich auf die Fußspitzen und rieth dem Tapetenfabricanten, dasselbe zu thun.

Der Karren ging immer weiter.

Endlich kam er vor sie.

Der Verurtheilte erschien ihnen nun mit seinem gesenkten Kopfe, mit seinen starr, fast stumpfsinnig geöffneten Augen, mit seinem geifernden, zum Voraus in Eis verwandelten Munde.

„Auger!“ rief zuerst Réveillon, obschon ihn Rétif vor dem Fabricanten gesehen hatte.

„Ja, Auger!“ erwiederte Rétif, „Auger, mein Schwiegersohn und der Mörder meiner Tochter!“

„Mein Commis!“

„Ihr Commis, ja: derjenige, welcher Sie in dem Augenblicke bestahl, wo meine Tochter ihn ertappte und von ihm niedergestoßen wurde.“

Réveillon und Rétif schauten mit einer solchen Hartnäckigkeit, daß Sie magnetisch den, durch das Herannahen des Todes halb vereisten, Blick von Auger anzogen.

Der Elende erkannte die zwei Gesichter von Réveillon und Rétif unter den zehntausend Köpfen, welche sich vor seinen Augen hin und herbewegten.

Seine Augäpfel unterliefen sich mit Blut, sein Mund öffnete sich, um einen Schrei hervorzubringen, der in seiner Kehle erlosch, sein Körper wollte eine Bewegung rückwärts machen, um der Vision und der Gewissensqual zu entfliehen.

Doch der Karren hatte ihn schon fortgeschleppt; er war auf dem Richtplatze angekommen, und nachdem er längst an ihnen vorüber, suchte er noch die zwei Gesichter zu sehen, die er nicht sah, die aber ihn sahen.

Der Henker klopfte ihm auf die Schulter; er wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

Der Priester umarmte ihn.

Er wandte den Kopf ab; zwei Gehülfen nahmen ihn unter den Armen und ließen ihn die steile Leiter hinaufsteigen.

Er war noch nicht auf der dritten Sprosse, als der Strick schon seinen Hals umfing.

Er stieg noch fünf Sprossen hinauf.

Plötzlich warf ihn ein gewaltiger Stoß von der Leiter hinaus.

Ein gewaltiges Stampfen mit den Füßen des Henkers warf ihn aus dem Leben.

Ganz bleich und zitternd, schauerte Réveillon am Arme von Rétif.

Dieser hatte nicht aufgehört, den armen Sünder mit einer kalten Aufmerksamkeit zu betrachten, welche bei ihm die entsetzlichste Rachgierde bezeichnete.

Als der Schurke verschieden war, führte Rétif den Tapetenfabricanten, mehr todt als lebendig, weg.

„Das hat Sie wohl sehr zerstreut?" fragte er ihn.

„Oh!" erwiederte Réveillon, „ich kann mich nicht mehr auf meinen Beinen halten."

„Bah! Sie scherzen!"

„Nein, bei meiner Ehre! und ich werde mein ganzes Leben das Schauspiel sehen, zu dem Sie mich verdammt haben."

„Gleichviel! Sie haben sich zerstreut."

„Eine gräßliche Zerstreuung!"

„Sagen Sie, haben Sie während der ganzen Zeit, welche die Hinrichtung gedauert, an Ihr Geld gedacht?"

„Nein; doch jetzt denke ich daran . . . Und dann . . ."

„Was?"

„Ich glaube, es wird mir übel."

„Nehmen Sie sich wohl in Acht!"

„Warum?"

„Ei! weil man Sie unter dieser Menge für einen

Freund, für einen Verwandten oder sogar für einen Mitschuldigen des Bösewichts halten wird, den man so eben hingerichtet hat."

„Sie haben Recht; doch meine Beine sprechen für mich . . . Oh! la la! sie biegen sich!"

„Nun wohl, so gehen wir ein wenig aus dem Volke hinaus; suchen wir nach dem Pont Rouge zu gelangen, dort ist mehr Luft."

„Führen Sie mich, mein Freund."

Rétif ließ sich das nicht zweimal sagen; er führte Réveillon, über das linke Ufer der Seine, gegen die Rue des Bernardins.

Réveillon hörte nicht auf, über sein Unbehagen zu klagen.

„Treten wir in ein Kaffehaus ein," sagte er; „ich werde ein Gläschen Liqueur nehmen, das wird mir wohl thun."

„Nein," erwiederte Rétif; „wir sind nur noch ein paar Schritte von meinem Hause: ich will Ihnen etwas zeigen, was Sie wieder munter machen wird."

„Bei Ihnen?"

„Ja, ich habe dort in Reserve eine gewisse Substanz, die ganz geeignet ist, die Herzen, welche am schwersten zu befriedigen, wieder aufzurichten."

„Ah! nicht wahr, Sie werden mir das Recept geben?"

„Bei Gott! darum führe ich Sie zu mir."

Rétif zeigte Réveillon den Weg; und an der halb geöffneten Wohnung des Hauseigenthümers vorübergehend, grüßten diesen Beide mit den tausend Höf-

lichkeiten, welche zu jener Zeit gegen die Hausherren noch gebräuchlich waren.

Als sie sich in der Wohnung des guten Mannes befanden, ließ Rétif Réveillon von seinem Zimmer in das von Auger gehen, rückte ihm einen Lehnstuhl an eine gewisse Stelle des Zimmers, hieß ihn sich setzen und gab ihm eine Zange in die Hände.

Réveillon begriff durchaus nichts von den verschiedenen Manoeuvres, mit denen man ihn beschäftigte.

Er machte Schwierigkeiten, die Zange zu nehmen.

„Nehmen Sie, nehmen Sie doch!" sagte Rétif.

„Wozu? um mich zu erfrischen?"

„Nein."

„Doch die Composition, welche geeignet, die krankſten Herzen wieder aufzurichten...?"

„Sie werden Sie selbst entpfropfen."

„Mit dieser Zange?"

„Ei! mein Gott, ja."

„Wo dies?"

„Hier," erwiederte Rétif.

Und er schob einen von den Schenkeln der Zange zwischen zwei Platten.

„Drücken Sie," sagte Rétif.

„Sie sind ein Narr."

„Was geht das Sie an? Drücken Sie immerhin."

Réveillon, der wirklich glaubte, er habe es mit einem Narren zu thun, entschloß sich, zu gehorchen, um ihn zufrieden zu stellen.

Und mit einem kräftigen Drucke brach er die Platte und eine Hälfte von der anstoßenden Platte aus.

Sieben bis acht Goldstücke sprangen, durch die Erschütterung nach außen gestoßen, aus dem Loche zum großen Erstaunen des Tapetenfabricanten hervor.

Er bückte sich rasch, um besser zu sehen.

„Ei! ei! das interessirt Sie also?" sagte Rétif; „welch ein Glück!"

„Wie viel Gold!" rief Réveillon, „wie viel Gold!"

Und er tauchte seine beiden Hände in das Loch und zog das Gold in Masse heraus.

„Nun? nun?" fragte Rétif.

„Was machen Sie denn mit Allem dem, alter Geizhals? Ich glaube, Sie sammeln Schätze?"

„Mein Herr, ich bitte, wollen Sie dieses Gold zählen," sprach einfach Rétif.

Réveillon zählte beinahe eine Stunde lang.

Die Summe belief sich auf dreitausend Louis d'or, weniger einen.

Das war das, was Auger an dem Tage, wo ihn Rétif bespähte, aus dem Loche gezogen hatte.

„Ei," sagte Réveillon wie betäubt, „zweitausend neunhundert neunundneunzig Louis d'or!"

„Nun, mein Herr," erwiederte Rétif, „dieses Gold gehört Ihnen, denn es ist das Gold, das mein schurkischer Schwiegersohn an dem Tage, wo er meine Tochter ermordete, bei Ihnen gestohlen hat."

Réveillon stieß einen Freudenschrei aus und schloß in seine Arme den ehrlichen, geistvollen Rétif, der ihm dieses Vermögen zurückgab.

„Wir werden theilen," sagte er.

„Nein."

„Doch!"

„Nie, mein Herr.“

„Sie nehmen aber wenigstens . . .“

„Nichts.“

„Warum?“

„Weil ich nicht mehr an das Ende des Romans, den ich hierüber zu machen gedenke, diese wohlgedrehte Phrase setzen könnte, auf die ich seit vierzehn Tagen gesonnen habe, die Phrase:

„„Der ehrliche Dulis erklärte, er sei durch einen Dank zu gut bezahlt, und fühlte sich reicher in seiner Armuth.““

Nachdem er diese Worte gesprochen, grüßte er Réveillon, und dieser verschwand wahnsinnig vor Glück, seinen Schatz in seinem Hute forttragend.

Und sobald der Fabricant weggegangen war, nahm Rétif seine Schrift und seinen Winkelhaken, und fing an, um materiell zu sprechen, die ersten Kapitel eines Romans betitelt **Ingénue Saxancourt** oder die **getrennte Frau** zu setzen, — ein Roman, von welchem einige Personen behaupteten, sie sehen darin Auger unter dem Namen und der Person von Chiné Moresquin wiedererstehen.

Epilog*).

Es waren vier Jahre seit den von uns erzählten Ereignissen verlaufen.

In Polen, in einem alten, großen Herrenhause, saßen drei Personen beim Frühstück, indeß ein Kind, das zuerst die Tafel verlassen, in dem ungeheuren Saale nach rechts und links lief.

Dieser Saal funkelte in den Strahlen einer glühenden Julisonne, und dennoch erschien die Hälfte des weiten Gemaches wie in der Finsterniß erstarrt, und ein perlmutterartiger Schatten fiel an seinem Täfelwerk herab, zurückgesandt von den um das Haus gepflanzten thurmhohen Tannen.

Ein alterthümlicher Luxus schmückte diese fürstliche Wohnung: riesige Schenktische, hohes Tapetenwerk, Gemälde mit breiten goldenen Rahmen.

---

*) Es bestehen mehrere Versionen über das, was aus Ingénue nach dem Tode von Auger wurde. Man wird sich nicht wundern, daß wir diejenige gewählt haben, welche am besten der Entwicklung unseres Buches diente und mit dem unbefleckten Charakter, den wir der Tochter von Rétif de la Bretonne gegeben, harmonirte.

Diener, demüthig und still wie Sklaven, gingen lächelnd um die Herrschaft hin und her.

Diese Herrschaft bestand aus einer Frau von zwei und vierzig Jahren; einige weiße Haare, welche verschwinden zu machen sie sich nicht die Mühe gab, glänzten wie silberne Fäden unter ihren schwarzen Haaren.

Die Linien ihres Gesichtes bezeichneten die Gewohnheit des Befehlens und des Herrschens.

Sie thronte an der Tafel viel mehr als daß sie daran saß.

Das war die Gräfin Obinska.

Christian, ihr Sohn, saß zu ihrer Rechten, während den Platz zu ihrer Linken eine schöne junge Frau einnahm, deren Anmuth der Reichthum, das Glück und eine beseligende Mutterschaft zur Majestät entwickelt hatten.

Das war Ingénue, Gräfin Obinska geworden.

Das dreijährige Kind, das im Saale mit einem großen sarmatischen Hunde, seinem Gefährten, spielte, war ihr Sohn.

Er hieß Christian wie sein Vater.

Das Kind ging ab und zu und erntete da und dort ein Lächeln, zuweilen einen Kuß.

Während es so in dem großen Saale umherlief, blieb es einen Augenblick vor einem lebensgroßen Portrait, den Großvater der Gräfin Obinska in Magnatentracht vorstellend, stehen.

Mit seinem großen Säbel, seinem großen Schnurrbarte, seiner furchtbaren Miene hatte dieses Portrait das Vorrecht, dem kleinen Christian gewaltig bange zu machen; nachdem es einen Augenblick vor dem

Ingénue zog aus ihrer Brust ein Papier, entfaltete es und las:

„Liebe Ingénue!

„Ich habe Dein Portrait von meinem Freunde Greuse malen lassen, und dieses Portrait ist meine beste Gesellschaft geworden. Mitten unter Tigern und Wölfen, erscheint mir das sanfte Bild als eine Gunst der Vorsehung.

„Paris ist in diesem Augenblicke herrlich zu sehen: nichts läßt sich mit dem Entsetzen, das es einflößt, und mit der Erhabenheit der Schauspiele, die es bietet, vergleichen.

„Sonst weinte ein junges Mädchen auf der Straße: man dachte an den Kupferstich vom Zerbrochenen Kruge, man lächelte der schönen Weinerin zu und ging weiter.

„Sieht man heute die Trauer und die Bläße auf einem Gesichte, so hat man die Erklärung dieser Bläße und dieser Trauer gegen vier Uhr, wenn man dem Faubourg Saint-Antoine oder besser der Rue Saint-Honoré folgt.

„Denn heute wird an zwei Orten hingerichtet, wie man einst unter der Monarchie an zwei Orten die Feuerwerke abbrannte.

„Ich habe indessen meinen Entschluß gefaßt wie Jedermann, und ich gehe mitten durch diese Märtyrer und diese Henker, erstaunt, nicht zu den Einen zu gehören, und glücklich, keiner von den Anderen zu sein.

„Diese Revolution, meine liebe Ingénue, ich glaubte, sie werde das Reich der Philosophie und

der Freiheit herbeiführen, doch bis jetzt hat sie nur die Freiheit ohne irgend eine Philosophie oder Literatur herbeigeführt.

„Sage der Frau Gräfin und dem Herrn Grafen, ich sei ihnen dankbar für ihre guten Wünsche in Betreff meiner, doch ich lebe ziemlich friedlich hier im Verkehre mit meinen Freunden.

„Réveillon ist unter der Protection von Santerre.

„Paris verlassen, das heißt alle meine Gewohnheiten verlassen, wäre für mich der Tod. Ich zweifle nicht, daß ich bald sterben werde, und heute bietet sich die Gelegenheit zu ruhmvollem Hinscheiden; und dennoch finde ich das Leben sehr gut, so oft ich Dein Portrait anschaue . . .“

Ingénue hielt hier an.

„Ein trauriges Land, dieses Frankreich!“ sagte seufzend die Gräfin; „sind wir hier nicht glücklicher, meine Kinder? sprecht!“

„Oh!“ rief Christian, „glücklich wie die Auserwählten mit den Engeln!“

Ingénue schlang zwei schöne weiße Arme um den Hals ihres Gatten und küßte sodann die Gräfin mit thränenfeuchten Augen.

In diesem Momente trat ein Diener ein.

Er brachte auf einer silbernen Platte ein paar Journale und Briefe.

Die Gräfin nahm die Journale und reichte sie ihrem Sohne, während sie die Briefe entsiegelte.

Der kleine Christian war zum Portrait seines Ahnherrn zurückgekehrt und schaute es mit zornigen Augen an.

„Gute Mama,“ sagte er, „warum macht mir denn Großvater bange? Ich will, daß man mich gegen ihn vertheidige!“

Niemand hörte ihn.

Er suchte unter den Portraits.

„Der Vater von Großmama macht mir bange,“ sagte er; „wo ist denn der Vater von Papa, um seinen Enkel zu vertheidigen?“

Als das Kind diese Worte sprach, stieß Christian einen Schrei des Erstaunens aus, der die beiden Frauen den Kopf umzudrehen veranlaßte.

„Was gibt es denn?“ fragten sie.

„Oh! eine Nachricht, die mich nicht in Erstaunen setzen sollte,“ erwiederte er, „denn sie beweist, daß es noch einige redliche Herzen und einige feste Hände in Frankreich gibt.“

„Was für eine Nachricht ist das?“

„Hören Sie,“ sagte Christian.

Und er las.

„Der Abgeordnete Marat ist so eben in seinem Bade, heute am 13. Juli 1793, ermordet worden; er ist gestorben, ohne daß er ein Wort mehr hervorbringen konnte.

„Morgen die Einzelnheiten.“

Die Gräfin Obinska erbleichte beim Namen Marat; bald aber spannten sich ihre dünnen Lippen zu einem schlimmen Lächeln ab.

„Marat?“ sagte Ingénue. „Oh! desto besser! das ist ein Ungeheuer mit menschlichem Gesichte.“

„Und wie dies!“ fügte leise die Gräfin bei. „Aber,“

fragte sie, „das Journal verspricht Einzelnheiten für den folgenden Tag. Christian, hast Du nicht das Blatt vom folgenden Tage?"

„Doch."

Und er öffnete eines von den übrigen Journalen und las:

„Die Mörderin des Abgeordneten Marat ist ein Mädchen von Caen, Namens Charlotte von Corday. Sie ist heute hingerichtet worden und heldenmüthig gestorben . . ."

„Charlotte von Corday!" rief Ingénue; „Du sagst Charlotte von Corday?"

„Hier, meine Liebe," erwiederte Christian, indem er das Journal seiner Frau gab.

„Charlotte von Corday!" wiederholte sie. „Das ist meine Freundin, meine Retterin . . . Du weißt, Christian?"

„Oh! Vorsehung!" murmelte der junge Mann die Augen zum Himmel aufschlagend.

„Oh! Vorsehung!" murmelte die Gräfin Obinska, ihren Enkel an ihre Brust drückend.

Ende.

Blanche von Beaulieu

von

Alexandre Dumas.

I.

Derjenige, welcher am Abend des 15. Decembers 1793 die Stadt Clisson, um sich nach dem Dorfe Saint-Crépin zu begeben, verlassen und auf dem Berge, an dessen Fuß die Moine hinfließt, Halt gemacht hätte, würde ein seltsames Schauspiel gesehen haben.

Vor Allem würde er an dem Orte, wo sein Blick das in den Bäumen verlorene Dorf mitten an einem schon durch die Abenddämmerung verdüsterten Horizont gesucht hätte, drei bis vier Rauchsäulen erschaut haben, welche, an ihrer Base vereinzelt, bei ihrer Ausdehnung sich verbanden, sich einen Augenblick wie ein gebräunter Dom schaukelten, und dann, schlaff einem feuchten Westwinde nachgebend, in dieser Richtung mit den Wolken eines trüben, nebeligen Himmels fortrollten. Er hätte gesehen, wie diese Base sich langsam röthete, wie sodann jeder Rauch aufhörte, und von den Dächern der Häuser spitzige Feuerzungen mit Geprassel, bald sich in Spiralen windend, bald sich neigend und sich wiedererhebend wie der Mast eines Schiffes, hervorbrachen. Es hätte ihm geschienen, es öffnen sich bald alle Fenster, um Feuer auszuspeien. Von Zeit zu Zeit, wenn ein Dach einsank, hätte er ein dumpfes Geräusch

gehört, er hätte eine lebhaftere Flamme gemischt mit Tausenden von Funken unterschieden, und beim blutigen Scheine des zunehmenden Brandes hätte er Waffen glänzen und einen Kreis von Soldaten sich in der Ferne ausdehnen sehen. Er hätte Geschrei und Gelächter gehört und mit Schrecken gesagt: „Gott verzeihe mir, es ist eine Armee, die sich mit einem Dorfe wärmt!"

Es hatte wirklich eine republicanische Brigade von zwölf bis fünfzehnhundert Mann das Dorf Saint-Crépin verlassen gefunden und es in Brand gesteckt.

Das war keine Grausamkeit, sondern ein Kriegsmittel, ein Feldzugsplan wie ein anderer; die Erfahrung bewies, daß es das einzige gute Mittel war.

Eine einzelne Hütte brannte indessen nicht; man schien sogar alle nothwendige Maßregeln getroffen zu haben, damit das Feuer sie nicht erreichen konnte. Zwei Schildwachen standen vor der Thüre, und jeden Augenblick traten Ordonnanzofficiere, Adjutanten ein und kamen bald wieder heraus, um Befehle zu überbringen.

Derjenige, welcher diese Befehle gab, war ein junger Mann, wie es schien, von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren; lange, blonde, auf der Stirne gescheitelte Haare fielen wogend auf jeder Seite seiner weißen, magern Wangen herab; sein ganzes Gesicht trug das Gepräge der unseligen Traurigkeit an sich, das sich an die Stirne von denjenigen, welche jung sterben sollen, anhängt. Sein blauer Mantel, indem er ihn umhüllte, verbarg ihn nicht so gut, daß er nicht die Zeichen seines Grades, ein Paar Generalsepauletten, hätte sehen lassen; nur waren

diese Epauletten von Wolle, denn die republicanischen Officiere hatten dem Convente das patriotische Opfer von allem Golde ihrer Uniformen gebracht. Er war auf einen Tisch gebeugt, eine Landkarte lag auseinandergerollt vor seinen Augen, und er bezeichnete darauf mit Bleistift, bei der Helle einer Lampe, deren Licht selbst vor dem Scheine des Brandes erdunkelte, den Weg, dem seine Soldaten zu folgen hatten. Das war der General Marceau, der drei Jahre später bei Altenkirchen getödtet werden sollte.

„Alexandre!" sagte er halb sich erhebend . . . „Alexandre, ewiger Schläfer, träumst Du von St. Domingo, daß Du so lange schläfst?"

„Was gibt es?" fragte plötzlich aufstehend derjenige, an welchen er sich wandte, und dessen Kopf beinahe die Decke der Hütte berührte, „was gibt es? rückt der Feind heran? . . ." Und diese Worte wurden mit einem leicht creolischen Accente gesprochen, wodurch sie selbst unter der Drohung Milde behielten.

„Nein, doch es ist uns ein Befehl des Obergenerals Westermann zugekommen."

Und während sein College las, denn derjenige, welchen er angesprochen, war sein College, schaute Marceau mit der Neugierde eines Kindes die muskeligen Formen des mulattischen Hercules an, den er vor den Augen hatte.

Es war ein Mann von achtundzwanzig Jahren, mit krausen, kurzen Haaren, mit braunem Teint, mit kahler Stirne und weißen Zähnen, dessen fast übernatürliche Stärke die ganze Armee kannte, denn sie hatte ihn an einem Schlachttage einen Helm bis zum

Küraß spalten und an einem Paradetag ein wildes Pferd, das mit ihm durchging, zwischen seinen Beinen ersticken sehen. Dieser hatte auch nicht mehr lange zu leben; doch minder glücklich als Marceau, sollte er fern vom Schlachtfelde, vergiftet auf den Befehl eines Königs, sterben. Das war der General Alexandre Dumas, es war mein Vater.

„Wer hat Dir diesen Befehl gebracht?“ fragte er.

„Der Volksrepräsentant Delmar.“

„Es ist gut. Und wo sollen sich diese armen Teufel versammeln?“

„In einem Walde, anderthalb Meilen von hier; sieh auf der Karte; es ist da.“

„Ja; doch auf der Karte trifft man die Schluchten, die Berge, die gefällten Bäume, die tausend Wege nicht, welche die wahre Straße versperren, wo man selbst am hellen Tage Mühe hat, sich zurecht zu finden! . . Dabei ist es beständig kalt.“

„Nun,“ sagte Marceau, indem er mit dem Fuße die Thüre aufstieß und ihm das brennende Dorf zeigte, „geh hinaus, und Du wirst Dich wärmen . . . He! was ist das, Bürger?“

Diese Worte waren an eine Gruppe von Soldaten gerichtet, welche Lebensmittel suchend in einem an die Hütte, wo sich die zwei Generale befanden, anstoßenden Hundestalle einen vendeeischen Bauern gefunden hatten, der so betrunken zu sein schien, daß er wahrscheinlich den Einwohnern des Dorfes, als sie dieses verlassen, nicht hatte folgen können.

Der Leser denke sich einen Meier mit einfältigem Gesichte, mit großem Hute, langen Haaren und grauem Wammse; ein Wesen nach dem Bilde des Menschen

angelegt, eine Art, welche noch eine Stufe unter dem Thiere; denn offenbar fehlte dieser Masse der Instinct. Marceau richtete einige Fragen an ihn; das Patois und der Wein machten seine Antworten unverständlich. Er wollte ihn eben als ein Spielzeug den Soldaten überlassen, als der General Dumas ungestüm den Befehl gab, die Hütte zu räumen und den Gefangenen darin einzuschließen. Er war noch bei der Thüre; ein Soldat schob ihn ins Innere; er stolperte bis an die Wand, lehnte sich daran an, und schwankte einen Augenblick auf seinen halb gebogenen Beinen hin und her; dann fiel er schwer zu Boden und blieb ohne Bewegung ausgestreckt. Eine Schildwache stand vor der Thüre, und man nahm sich nicht einmal die Mühe, das Fenster zu schließen.

„In einer Stunde können wir abgehen," sagte der General Dumas zu Marceau; „wir haben einen Führer."

„Welchen?"

„Diesen Menschen."

„Ja, wenn wir uns morgen auf den Weg begeben wollen, gut. Es ist in dem, was dieser Mensch getrunken hat, Schlaf für vierundzwanzig Stunden."

Dumas lächelte. „Komm," sagte er. Und er führte ihn unter den Schoppen, wo der Bauer entdeckt worden war; ein einfacher Verschlag trennte ihn vom Inneren der Hütte, und die Wand war noch durchfurcht von Spalten, welche unterscheiden ließen, was hier vorging, und hatten erlauben müssen, selbst das geringste Wort der zwei Generale zu hören, die sich einen Augenblick vorher im Inneren befanden.

„Und nun schau," fügte er die Stimme dämpfend bei.

Marceau gehorchte, dem Einflusse nachgebend, den sein Freund, selbst bei den gewöhnlichen Dingen des Lebens, auf ihn übte. Er hatte einige Mühe, den Gefangenen zu unterscheiden, der zufällig in den dunkelsten Winkel der Hütte niedergesunken war; er lag noch unbeweglich an demselben Platze. Marceau wandte sich zurück, um seinen Collegen zu suchen: er war verschwunden.

Als er seine Blicke wieder in die Hütte lenkte, schien es ihm, derjenige, welcher sich darin aufhielt, habe eine leichte Bewegung gemacht: sein Kopf hatte eine Richtung angenommen, die ihm das ganze Innere mit einem Blicke zu umfassen gestattete. Bald öffnete er die Augen mit dem gedehnten Gähnen eines Menschen, der aufwacht, und er sah, daß er allein war.

Ein seltsamer Blitz der Freude und des Verstandes zuckte über sein Gesicht.

Von da an war es für Marceau klar, daß er von diesem Menschen bethört worden wäre, hätte nicht ein schärferer Blick Alles errathen. Er betrachtete ihn also mit einer neuen Aufmerksamkeit; sein Gesicht hatte wieder seinen ersten Ausdruck angenommen, seine Augen waren wieder geschlossen, seine Bewegungen waren die eines Menschen, der wieder einschläft; bei einer derselben hakte er mit dem Fuße den leichten Tisch an, der die Karte und den Befehl des Generals Westermann trug, was Marceau Beides wieder auf diesen Tisch geworfen hatte: Alles fiel durcheinander; der Soldat von der Wache öffnete

halb die Thüre, streckte bei diesem Geräusche den Kopf hinein, sah, was dasselbe verursacht hatte, und sagte lachend zu seinem Kameraden: „Es ist der Bürger, der schläft!"

Dieser hatte indessen die Worte gehört, seine Augen hatten sich wieder geöffnet, ein Blick der Drohung verfolgte einen Moment den Soldaten; alsdann ergriff er mit einer raschen Bewegung das Papier, auf welches der Befehl geschrieben war, und verbarg es in seiner Brust.

Marceau hielt seinen Athem zurück; seine rechte Hand schien am Griffe seines Säbels festgeklebt: seine linke Hand trug mit der Stirne das ganze Gewicht seines an die Scheidewand angelehnten Körpers.

Der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit lag nun auf der Seite; bald rückte er, sich mit dem Ellenbogen und dem Knie helfend, langsam, immer liegend, gegen den Eingang der Hütte vor; der Zwischenraum, der sich zwischen der Schwelle und der Thüre fand, erlaubte ihm, die Beine einer Gruppe von Soldaten zu bemerken, welche davor standen. Geduldig und immer langsam, fing er nun an gegen das halb geöffnete Fenster zu kriechen; auf drei Fuß von demselben angelangt, suchte er in seiner Brust eine Waffe, die darin verborgen war, richtete seinen Körper auf, und stürzte mit einem einzigen Sprunge, mit einem Jaguarssprunge, aus der Hütte. Marceau stieß einen Schrei aus: er hatte weder Zeit gehabt, diese Flucht vorherzusehen, noch sie zu verhindern. Ein anderer Schrei antwortete auf den seinen: dieser war ein Fluch. Der Vendeer war, aus dem Fenster fallend,

von Angesicht zu Angesicht mit dem General Dumas zusammengetroffen; er hatte ihn mit seinem Messer stechen wollen, doch Dumas hatte den Bauern bei der Faust gepackt, diese gegen seine Brust umgebogen, und er brauchte nur noch zu stoßen, daß der Vendeer sich selbst erdolchte.

„Ich versprach Dir einen Führer, Marceau; hier ist einer, und zwar ein verständiger, wie ich hoffe. — Ich könnte Dich erschießen lassen, Bursche," sagte er zu dem Bauern; „es ist mir bequemer, Dir das Leben zu schenken. Du hast unser Gespräch gehört, doch Du wirst es denen, die Dich geschickt haben, nicht berichten. — Bürger," wandte er sich an die Soldaten, welche diese seltsame Scene herbeigeführt hatte, — „zwei von Euch haben jeder eine Hand von diesem Menschen zu nehmen und sich mit ihm an die Spitze der Colonne zu stellen; er wird unser Führer sein; bemerkt Ihr, daß er Euch täuscht, macht er eine Bewegung, um zu fliehen, so jagt ihm eine Kugel durch den Kopf und werft ihn über die Hecke."

Einige leise gegebene Befehle setzten sodann diese gebrochene Linie von Soldaten in Bewegung, welche sich um die Asche, die ein Dorf gewesen, ausdehnte. Die Gruppen verlängerten sich, jedes Peloton schien sich an das andere anzulöthen. Eine schwarze Linie bildete sich, stieg den langen Hohlweg hinab, der Saint-Coépin von Montfaucon trennt, drang hier ein wie ein Rad in ein Fahrgeleise, und als nach einigen Minuten der Mond zwischen zwei Wolken durchzog und sich einen Augenblick auf diesem Bande von Bajonneten spiegelte, welche geräuschlos hinschlüpften, da ..tte man geglaubt, man sehe im Schatten eine un-

geheure schwarze Schlange mit stählernen Schuppen kriechen.

II.

Es ist etwas Trauriges für eine Armee um einen Nachtmarsch. Der Krieg ist schön an einem schönen Tage, wenn der Himmel das Treffen anschaut; wenn die Völker, um das Schlachtfeld sich erhebend wie auf den Stufen eines Circus, den Siegern zuklatschen; wenn die schmetternden Töne der Blechinstrumente die muthigen Fibern des Herzens schauern machen; wenn Euch der Rauch von tausend Kanonen mit einem Leichentuche bedeckt; wenn Freunde und Feinde da sind, um zu sehen, wie Ihr gut sterbt: das ist erhaben! Doch die Nacht! ... Nicht wissen, wie man Euch angreift und wie Ihr Euch vertheidigt; fallen ohne zu sehen, wer Euch schlägt, noch woher der Streich kommt; fühlen, wie Euch diejenigen, welche noch stehen, mit dem Fuße stoßen, ohne zu wissen, wer Ihr seid, und auf Euch gehen! ... Oh! da nimmt man nicht die Stellung eines Gladiators an, man wälzt sich, man krümmt sich, man beißt in die Erde, man zerreißt sie mit den Nägeln; das ist gräßlich!

Darum marschirte diese Armee traurig und stillschweigend: sie wußte, daß sich auf jeder Seite der Straße hohe Hecken, ganze Felder von Stechgenster hinzogen, und daß am Ende dieses Weges ein Kampf, ein Kampf bei Nacht stattfinden sollte.

Sie marschirte seit einer halben Stunde; von Zeit zu Zeit drang, wie gesagt, ein Mondstrahl zwischen zwei Wolken durch und ließ an der Spitze der Colonne

den Bauern erscheinen, der als Führer diente, das Ohr aufmerksam auf das geringste Geräusch, und immer bewacht von den zwei Soldaten, welche an seiner Seite gingen. Zuweilen hörte man auf den Flanken ein Rauschen von Blättern; die Spitze der Colonne machte plötzlich Halt; mehrere Stimmen riefen: Wer da? .. Nichts antwortete, und der Bauer sagte lachend: „Es ist ein Hase, der sein Lager verläßt!" Oefters glaubten die zwei Soldaten vor sich etwas sich bewegen zu sehen, was sie nicht unterscheiden konnten; sie sagten zu einander: „Schau doch!.." und der Vendeer erwiederte: „Es ist Euer Schatten, laßt uns weiter gehen." Plötzlich, bei der Biegung der Straße, sahen sie zwei Männer vor ihnen aufstehen; sie wollten rufen: Einer von den Soldaten fiel, ohne daß er Zeit gehabt, ein Wort hervorzubringen; der Andere wankte eine Secunde und hatte nur noch Zeit, zu sagen: „Herbei!"

Zwanzig Flintenschüsse gingen auf der Stelle los. Beim Scheine dieses Blitzes konnte man drei Männer unterscheiden, welche flohen; der Eine von ihnen wankte und schleppte sich einen Augenblick längs der Böschung fort, in der Hoffnung, die andere Seite der Hecke zu erreichen. Man lief auf ihn zu: es war nicht der Führer; man befragte ihn, er antwortete nicht! ein Soldat stieß ihm das Bajonnet durch den Arm, um zu sehen, ob er todt sei: er war es.

Nun wurde Marceau der Führer. Das Studium, das er über die Oertlichkeiten gemacht, ließ ihn hoffen, er werde sich nicht verirren. Nachdem man noch eine Viertelstunde marschirt war, erblickte man wirklich die schwarze Masse des Waldes. Hier sollten sich

nach der Kunde, welche die Republicaner erhalten, um eine Messe zu hören, die Einwohner einiger Dörfer, die Trümmer mehrerer Heere, ungefähr achtzehnhundert Mann versammeln.

Die zwei Generale trennten ihre Truppe in mehrere Colonnen, mit dem Befehle, den Wald einzuschließen und ihre Richtung auf allen Wegen zu verfolgen, welche nach dem Mittelpunkte gingen. Eine Colonne machte Halt auf dem Wege, der sich vor ihr fand; die anderen dehnten sich im Kreise auf den Flügeln aus; man hörte noch einen Augenblick das abgemessene Geräusch ihrer Schritte, das immer schwächer wurde; endlich erlosch es ganz, und es trat eine völlige Stille ein. Die halbe Stunde, welche einem Kampfe vorhergeht, verläuft rasch. Der Soldat hat kaum Zeit, nachzuschauen, ob sein Gewehr gut mit Zündkraut versehen ist, und zu seinem Kameraden zu sagen: „Ich habe zwanzig bis dreißig Franken in der Ecke meines Sackes; sterbe ich, so schicke sie meiner Mutter!"

Das Wort Vorwärts! erscholl, und Jeder bebte, als ob er nicht darauf gefaßt gewesen wäre.

So wie sie vorrückten, schien es ihnen, der Kreuzweg, der den Mittelpunkt des Waldes bildete, sei erleuchtet; als sie näher kamen, gewahrten sie flammende Fackeln; bald wurden die Gegenstände deutlicher, und ein Schauspiel, von welchem keiner von ihnen eine Idee gehabt, bot sich ihren Blicken.

An einem plump durch ein paar aufgehäufte Steine repräsentirten Altar las der Pfarrer von Sainte-Marie de Rhé eine Messe; Greise umgaben eine Fackel in der Hand haltend den Altar, und rings

umher beteten Weiber und Kinder auf den Knieen. Zwischen den Republicanern und dieser Gruppe stand eine Mauer von Männern und bot auf einer schmäleren Fronte denselben Schlachtplan für die Vertheidigung wie für den Angriff. Es wurde klar, daß sie unterrichtet worden, selbst wenn man nicht im ersten Gliede den Führer, welcher entflohen war, erkannt hätte; nun war es ein vendeeischer Soldat mit seinem vollständigen Costume, auf der linken Seite der Brust das Herz von rothem Stoffe, das als Erkennungszeichen diente, und am Hute das weiße Sacktuch, das den Helmbusch ersetzte, tragend.

Die Vendeer warteten nicht, bis man sie angriff; sie hatten Tirailleurs im Walde verbreitet, und sie begannen das Feuer; die Republicaner rückten das Gewehr im Arm vor, ohne einen Schuß zu thun, ohne auf das wiederholte Feuer ihrer Feinde zu antworten, ohne andere Worte nach jeder Salve von sich zu geben, als die: „Schließet die Glieder! schließet die Glieder!"

Der Priester hatte seine Messe nicht vollendet, und er setzte sie fort; sein Auditorium schien dem, was vorging, fremd zu sein, und blieb auf den Knieen. Die republicanischen Soldaten rückten immer weiter vor. Als sie nur noch dreißig Schritte von ihren Feinden entfernt waren, kniete das erste Glied nieder, drei Linien Gewehre senkten sich wie Aehren, die der Wind beugt. Das Feuer brach los: man sah die Reihen der Vendeer sich lichten, und, durchgehend, tödteten einige Kugeln Weiber und Kinder am Fuße des Altars. Es herrschten einen Augenblick in dieser Menge Geschrei und Tumult. Der Priester hob die

geweihte Hostie in die Höhe, die Köpfe beugten sich bis zur Erde, und Alles wurde wieder still.

Die Republicaner gaben eine zweite Salve auf zehn Schritte, mit eben so viel Ruhe, als bei einer Revue, mit eben so viel Präcision als nach einer Scheibe. Die Vendeer erwiederten das Feuer; alsdann hatten weder die Einen, noch die Andern Zeit, ihre Gewehre wieder zu laden; es kam die Reihe an das Bajonnet, und hier war der Vortheil ganz auf der Seite der regelmäßig bewaffneten Republicaner. Der Priester las die Messe immer weiter.

Die Vendeer wichen zurück, ganze Glieder fielen, ohne daß man ein anderes Geräusch als Flüche hörte. Der Priester bemerkte es; er machte ein Zeichen: die Fackeln erloschen, der Kampf kehrte in die Finsterniß zurück. Dann war es nur noch eine Scene der Verwirrung und des Gemetzels, wobei Jeder mit Wuth schlug, ohne zu sehen, und starb, ohne Gnade zu verlangen, Gnade, die man kaum bewilligt, wenn man sie in derselben Sprache von einander fordert.

Es wurden indessen doch die Worte: „Gnade! Gnade!" von einer herzzerreissenden Stimme zu den Füßen von Marceau, der eben einen Streich führen wollte, ausgesprochen.

Es war ein junger Vendeer, ein Knabe ohne Waffen, der aus diesem entsetzlichen Gemenge hinauszukommen suchte.

„Gnade! Gnade," sagte er, retten Sie mich! im Namen des Himmels, im Namen Ihrer Mutter!"

Der General schleppte ihn ein paar Schritte vom Schlachtfelde fort, um ihn den Blicken seiner Soldaten

zu entziehen, bald sah er sich aber genöthigt, anzuhalten: der junge Mann war ohnmächtig geworden. Dieses Uebermaß von Angst setzte ihn von Seiten eines Soldaten in Erstaunen; nichtsdestoweniger beeiferte er sich, ihm Hülfe zu leisten; er öffnete seinen Rock, um ihm Luft zu geben: es war ein Weib.

Man durfte keinen Augenblick verlieren; die Befehle des Convents waren sehr bestimmt; jeder Vendeer, den man mit den Waffen in der Hand oder zu einer Zusammenschaarung gehörend ergriff, was auch sein Alter und sein Geschlecht sein mochte, sollte auf dem Schaffot sterben. Er legte die junge Person an den Fuß eines Baumes und eilte nach dem Schlachtfelde. Unter den Todten erblickte er einen jungen republicanischen Officier, dessen Wuchs ihm ungefähr der der Unbekannten zu sein schien; er nahm ihm rasch seine Uniform und seinen Hut ab, und kehrte zu ihr zurück. Die Kühle der Nacht erweckte sie bald aus ihrer Ohnmacht.

„Mein Vater! mein Vater!“ waren ihre ersten Worte; dann stand sie auf und drückte ihre Hände an ihre Stirne, als wollte sie ihre Gedanken darin befestigen. „Oh! das ist gräßlich; ich war mit ihm, ich habe ihn verlassen. Mein Vater, mein Vater! er wird todt sein!“

„Unsere junge Gebieterin, Fräulein Blanche,“ sagte ein Kopf, der plötzlich hinter dem Baume erschien, „der Marquis von Beaulieu lebt, er ist gerettet. Es lebe der König! es lebe die gute Sache!“

Derjenige, welcher diese Worte gesprochen, verschwand wie ein Schatten; jedoch nicht schnell genug,

daß Marceau nicht Zeit gehabt hätte, den Bauern von Saint-Crépin zu erkennen.

„Tinguy! Tinguy!“ rief das Mädchen seine Arme gegen den Mann ausstreckend.

„Stille! ein Wort verräth Sie; ich könnte Sie nicht retten, und ich will Sie retten! Ziehen Sie diesen Rock an, setzen Sie diesen Hut auf, und erwarten Sie mich hier.“

Er kehrte auf das Schlachtfeld zurück, gab den Soldaten den Befehl, sich gegen Chollet zurückzuziehen, überließ seinem Collegen das Commando über die Truppe, und kam wieder zu der jungen Vendeerin.

Er fand sie bereit, ihm zu folgen. Beide wandten sich nach einem Orte der Landstraße, welche die Romagne durchzieht, wo der Bediente von Marceau mit Handpferden wartete, die nicht in das Innere der Landschaft eindringen konnten, da hier die Wege nur Schluchten und Morastlöcher sind. Nun verdoppelte sich seine Verlegenheit; er befürchtete, seine junge Gefährtin könne nicht reiten und habe nicht die Kraft, zu Fuße zu gehen; doch sie hatte ihn bald beruhigt, da sie ihr Pferd mit weniger Kraft, aber mit ebenso viel Anmuth als der beste Reiter führte*). Sie sah das Erstaunen von Marceau und lächelte.

---

*) Selbst wenn das, was folgt, diese bei uns bei einer Frau seltene Gewohnheit nicht erklären würde, müßte sie der Gebrauch des Landes rechtfertigen. Die Damen der Schlösser reiten buchstäblich wie ein Fashionable von Longchamps; nur tragen sie unter ihren Röcken, die der Sattel aufhebt, Bein-

„Sie werden weniger erstaunt sein, wenn Sie mich kennen. Sie werden erfahren, durch welche Reihenfolge von Umständen ich mit den Uebungen der Männer vertraut geworden bin; Sie sehen so gut aus, daß ich Ihnen alle Ereignisse meines so jungen und schon so gemarterten Lebens sagen will."

„Ja, ja, doch später," erwiederte Marceau; „wir werden Zeit dazu haben, denn Sie sind meine Gefangene, und um Ihretwillen werde ich Ihnen nicht die Freiheit geben. Was wir nun zu thun haben ist, daß wir Chollet so rasch als möglich erreichen. Befestigen Sie sich also auf Ihrem Sattel, und im Galopp, mein Cavalier!"

„Im Galopp!" wiederholte die Vendeerin; und nach drei Viertelstunden ritten sie in Chollet ein. Der Obergeneral war auf der Mairie. Marceau ließ seine Gefangene und seinen Bedienten vor der Thüre und ging hinauf. Er erstattete mit ein paar Worten Bericht über seine Mission, kam zurück und suchte mit seiner kleinen Escorte ein Lager im Gasthause zu den Sansculottes, eine Inschrift, welche auf dem Schilde die Worte: Zum großen heiligen Nicolaus ersetzt hatte.

Marceau nahm zwei Zimmer: er führte die junge Gefangene in eines derselben und lud sie ein, sich

---

Kleider denen ähnlich, welche man den Kindern anzieht. Die Weiber aus dem Volke gebrauchen nicht einmal diese Vorsicht, obschon mich die Farbe ihrer Haut das Gegentheil glauben ließ.

A. D.

ganz angekleidet auf das Bett zu werfen, um hier einige Augenblicke eine Ruhe zu genießen, die sie nach der gräßlichen Nacht, welche sie zugebracht, sehr nöthig haben müßte, und er schloß sich in das seine ein, denn nun hatte er die Verantwortlichkeit für eine Existenz, und er mußte auf Mittel, sie zu erhalten, bedacht sein.

Blanche ihrerseits hatte auch zu träumen, von ihrem Vater vor Allem, sodann von dem jungen republicanischen General mit dem sanften Gesichte und der milden Stimme. Alles das dünkte ihr ein Traum. Sie ging, um sich zu versichern, daß sie wirklich wach war, sie blieb vor einem Spiegel stehen, um sich zu überzeugen, daß wirklich sie es war; dann weinte sie beim Gedanken an ihre Verlassenheit; die Idee ihres Todes, die Idee des Schaffots kam ihr nicht einmal. Marceau hatte mit seiner milden Stimme gesagt: „Ich werde Sie retten!"

Warum hätte man sie, die gestern erst geboren, sterben lassen? Schön und harmlos, — warum hätten die Menschen ihren Kopf und ihr Blut gefordert? Sie konnte selbst kaum glauben, daß sie eine Gefahr lief. Ihr Vater dagegen, ein vendeeischer Häuptling, er tödtete und konnte getödtet werden. Doch sie, sie, ein armes Mädchen, das noch die Hand der Kindheit reichte... Oh! weit entfernt, an traurige Vorzeichen zu glauben, war das Leben für sie schön und heiter, die Zukunft unermeßlich; dieser Krieg würde endigen, das leere Schloß würde seine Gäste wieder kommen sehen. Eines Tags würde dort ein müder junger Mann Gastfreundschaft verlangen; er wäre vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt,

hätte eine sanfte Stimme, blonde Haare, eine Generalsuniform, er würde lange bleiben. Traum, Traum, arme Blanche!

Es gibt eine Zeit der Jugend, wo das Unglück dem Dasein so fremd ist, daß es scheint, es werde sich nie darin acclimatisiren können; wie traurig ein Gedanke sein mag, er vollendet sich durch ein Lächeln. Das kommt davon her, daß man das Leben nur auf einer Seite des Horizonts sieht, daß die Vergangenheit noch nicht Zeit gehabt hat, an der Zukunft zweifeln zu machen.

Marceau träumte auch, doch er sah schon in seinem Leben: er kannte den politischen Haß des Augenblicks; er kannte die Anforderungen einer Revolution; er suchte ein Mittel, Blanche, welche schlief, zu retten. Ein einziges bot sich seinem Geiste, und das war, sie nach Nantes zu führen, wo seine Familie wohnte. Seit drei Jahren hatte er weder seine Mutter, noch seine Schwestern gesehen, und da er nur ein paar Meilen von dieser Stadt entfernt war, so schien es ihm ganz natürlich, daß er sich vom Obergeneral einen Urlaub erbäte. Er blieb bei dieser Idee stehen. Der Tag brach an, er begab sich zum General Westermann; was er verlangte, wurde ihm ohne Schwierigkeit bewilligt. Er wollte, daß man ihm seinen Urlaub sogleich zustelle, denn er dachte, Blanche könne nicht früh genug abreisen; doch dieser Urlaub mußte noch eine andere Unterschrift haben, die des Volksrepräsentanten Delmar. Dieser war erst vor einer Stunde mit der Truppe der Expedition angekommen; er ruhte einige Augenblicke im anstoßenden Zimmer aus, und der General versprach Mar-

ceau, ihm sogleich beim Erwachen von Delmar den Urlaub zuzuschicken.

Als er in das Wirthshaus eintrat, traf er den General Dumas, der ihn suchte. Die zwei Freunde hatten keine Geheimnisse für einander; bald wußte er das ganze Abenteuer der Nacht. Während er das Frühstück bereiten ließ, ging Marceau zu seiner Gefangenen hinauf, welche schon nach ihm verlangt hatte; er kündigte ihr den Besuch seines Collegen an, der auch in wenigen Augenblicken erschien; seine ersten Worte beruhigten Blanche, und nach einem kurzen Gespräche, fühlte sie nur noch die von der Lage eines zwischen zwei Männer, welche es kaum kennt, gestellten Mädchens unzertrennliche Befangenheit.

Sie wollten sich eben zu Tische setzen, als die Thüre sich öffnete. Der Volksrepräsentant Delmar erschien auf der Schwelle.

Wir haben kaum Zeit gehabt, am Anfange unserer Geschichte ein Wort von dieser neuen Person zu sagen.

Es war einer von den Männern, welche Robespierre als einen Arm an das Ende des seinigen setzte, um bis in die Provinz zu reichen; welche sein Regenerationssystem begriffen zu haben glaubten, weil er ihnen gesagt hatte: „Man muß regeneriren;“ und in deren Händen die Guillotine mehr thätig als verständig war.

Diese Unheil verkündende Erscheinung machte Blanche schauern, ehe sie nur wußte, wer es war.

„Ah! ah! sagte Delmar zu Marceau, „Du willst uns schon verlassen, Bürger General, doch Du hast Dich heute Nacht so gut benommen, daß ich Dir nichts

verweigern kann ... Indessen bin ich Dir ein wenig böse, daß Du den Marquis von Beaulieu hast entkommen lassen; ich hatte dem Convent versprochen, ihm seinen Kopf zu schicken."

Blanche stand bleich und kalt wie eine Bildsäule des Schreckens da. Marceau stellte sich, ohne daß es das Ansehen hatte, als geschähe es absichtlich, vor sie.

„Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben," fuhr er fort; „die republicanischen Spürhunde haben eine gute Nase und gute Zähne, und wir verfolgen seine Fährte. Hier ist der Urlaub," fügte er bei, „er ist in Ordnung, Du kannst abgehen, wann Du willst; zuvor aber bitte ich Dich um Frühstück; ich wollte einen Braven, wie Du bist, nicht verlassen, ohne auf das Wohl der Republik und auf die Vertilgung der Schurken zu trinken."

In der Lage, in der sich die beiden Generale befanden, war ihnen dieses Zeichen von Werthschätzung nichts weniger als angenehm; Blanche hatte sich gesetzt und wieder etwas Muth gefaßt. Man ging zu Tische, und um sich nicht Delmar gegenüber zu befinden, war Blanche genöthigt, an seiner Seite Platz zu nehmen. Sie that dies fern genug von ihm, um ihn nicht zu berühren, und sie beruhigte sich nach und nach, als sie wahrnahm, daß der Volksrepräsentant sich viel mehr mit dem Mahle, als mit den Tischgenossen, die es mit ihm theilten, beschäftigte. Von Zeit zu Zeit fielen indessen einige blutige Worte von seinen Lippen und machten einen Schauer die Adern von Blanche durchlaufen; es schien übrigens keine wirkliche Gefahr für sie vorhanden zu sein; die Ge-

nerale hofften, er werde sie verlassen, ohne nur ein Wort an sie zu richten. Das Verlangen, abzureisen, gab Marceau einen Vorwand, das Mahl abzukürzen; es war seinem Ende nahe, Jeder fing an behaglicher zu athmen, als eine Salve Musketenfeuer auf dem Marktplatze der Stadt, der dem Wirthshause gegenüber lag, hörbar wurde. Die Generale sprangen nach ihren Waffen, die sie in ihrer Nähe niedergelegt hatten; Delmar hielt sie zurück.

„Gut, meine Braven," sagte er lachend und mit seinem Stuhle schaukelnd, „gut, ich sehe es gern, daß Ihr auf Eurer Hut seid; setzt Euch aber wieder zu Tische: es ist nichts hier für Euch zu thun."

„Was für ein Lärm ist denn das?" fragte Marceau.

„Nichts; man erschießt die Gefangenen von heute Nacht."

Blanche stieß einen Schreckensschrei aus und rief: „Oh! die Unglücklichen!"

Delmar stellte sein Glas, das er eben an seine Lippen setzen wollte, auf den Tisch und sagte:

„Ah! das geht gut; zittern jetzt die Soldaten wie die Weiber, so müßte man die Weiber als Soldaten kleiden. Du bist allerdings noch sehr jung," fügte er bei, indem er ihre beiden Hände nahm und ihr ins Gesicht schaute, „doch Du wirst Dich daran gewöhnen."

„Oh! nie! nie!" rief Blanche, ohne zu bedenken, wie gefährlich es für sie war, ihre Gefühle vor einem solchen Zeugen zu offenbaren; „nie werde ich mich an solche Gräuel gewöhnen."

„Kind," sagte Delmar, während er ihre Hände

als ich das Gegentheil wissen? Mein Gott! mein Gott!"

In diesem Augenblicke trat der Bediente ein und meldete, die Pferde seien bereit.

„Gehen wir um des Himmels willen, gehen wir! es ist Blut in der Luft, die man hier einathmet."

„Eilen wir!" erwiederte Marceau.

Und alle Drei gingen sogleich hinab.

III.

Marceau fand vor der Thüre ein Detachement von dreißig Mann, das der Obergeneral hatte aufsitzen lassen, um ihn bis Nantes zu escortiren. Dumas begleitete sie eine Zeit lang; doch eine Meile von Chollet drang sein Freund in ihn, daß er zurückkehre; von weiter wäre es gefährlich gewesen, allein zurückzukehren. Er nahm also Abschied von ihnen, setzte sein Pferd in Galopp und verschwand bald an der Biegung des Weges.

Sodann wünschte Marceau mit der jungen Vendeerin allein zu sein. Sie hatte ihm ihre Lebensgeschichte zu erzählen, und es schien ihm, diese Geschichte müsse voll Interesse sein. Er ließ sein Pferd näher bei dem von Blanche gehen.

„Nun," sagte er, „nun, da wir ruhig sind und einen weiten Weg zu machen haben, lassen Sie uns plaudern, von Ihnen sprechen; ich weiß, wer Sie sind, das ist aber Alles. Wie kommt es, daß Sie sich in dieser Versammlung befanden? Woher rührt die Gewohnheit, daß Sie Männerkleider tragen? Sprechen Sie: wir Soldaten sind gewohnt, kurze

und harte Worte zu hören. Sprechen Sie lange von Ihnen, von Ihrer Kindheit, ich bitte Sie darum."

Marceau konnte sich, ohne zu wissen, warum, nicht daran gewöhnen, mit Blanche redend die republicanische Sprache jener Zeit anzuwenden.

Blanche erzählte ihm nun ihr Leben; wie, da sie noch jung, ihre Mutter gestorben sei und sie als ein Kind den Händen des Marquis von Beaulieu überlassen habe; wie ihre Erziehung, die ihr ein Mann gegeben, sie mit den Uebungen vertraut gemacht habe, die ihr, als der Aufstand in der Vendée ausgebrochen, so nützlich geworden seien und ihr erlaubt haben, ihrem Vater zu folgen. Sie entrollte ihm alle Ereignisse dieses Krieges vom Aufruhr von Saint-Florent bis zu dem Kampfe, wo ihr Marceau das Leben rettete. Sie sprach lange, wie er sie darum gebeten, denn sie sah, daß man ihr mit Wonne zuhörte. In dem Augenblicke, wo sie ihre Erzählung vollendete, erblickte man am Horizont Nantes, dessen Lichter im Nebel zitterten. Der Trupp zog über die Loire, und einige Augenblicke nachher lag Marceau in den Armen seiner Mutter.

Nach den ersten Umarmungen stellte er seiner Familie seine junge Reisegefährtin vor: einige Worte genügten, um seine Mutter und seine Schwestern lebhaft zu interessiren. Kaum hatte Blanche den Wunsch geäußert, wieder die Kleider ihres Geschlechtes anzulegen, als die zwei Mädchen sie wetteifernd fortzogen und sich das Vergnügen, ihr als Kammerfrau zu dienen, streitig machten.

Dieses Benehmen, so einfach es von Anfang erscheint, erhielt doch einen großen Werth durch die

Umstände des Augenblicks. Nantes zerarbeitete sich unter dem Proconsulat von Carrier.

Es ist ein seltsames Schauspiel für den Geist und die Augen, das Schauspiel einer ganzen Stadt, welche von den Bissen eines einzigen Menschen blutet.

Man fragt sich, woher diese Macht komme, welche einen Willen über achtzigtausend Individuen erlangt, die er beherrscht, und warum, wenn ein Einziger sagt: „Ich will," nicht Alle aufstehen, um zu sagen: „Es ist gut! . . . doch wir wollen nicht!" Daher kommt es, daß die Gewohnheit der Knechtschaft in der Seele der Massen ist, daß die Individuen allein zuweilen ein glühendes Verlangen, frei zu sein, hegen. Daher, daß das Volk, wie Shakespeare sagt, kein anderes Mittel kennt, den Mörder von Cäsar zu belohnen, als das, ihn zum Cäsar zu machen. Darum gibt es Freiheitstyrannen, wie es Monarchietyrannen gibt.

Das Blut floß also in Nantes durch die Straßen, und Carrier, der Robespierre war, was die Hyäne dem Tiger ist und der Schakal dem Löwen, füllte sich mit dem Reinsten von diesem Blute an, bis er es vermischt mit dem seinigen wieder von sich geben sollte.

Es waren ganz neue Mittel der Metzelei: die Guillotine wird so schnell schartig! Er ersann die Ersäufungen, deren Namen von seinem Namen unzertrennlich geworden ist. Es wurden Schiffe besonders im Hafen verfertigt, man wußte zu welchem Zwecke, und kam, um sie auf der Werfte zu sehen: sie boten etwas Interessantes und Neues, diese Klappen von zwanzig Fuß, die sich öffneten, um in die

Tiefe des Wassers die zu dieser Todesstrafe bestimmten Unglücklichen zu stürzen; und am Tage, als man die Probe damit machte, war fast eben so viel Volk am Ufer, als wenn man ein Schiff mit einem Strauße an seinem großen Maste und Flaggen an allen seinen Rahen vom Stapel läßt.

Oh! dreimal wehe den Menschen, welche ihre Einbildungskraft zur Erfindung von Varianten des Todes angewandt haben, denn jedes Mittel, den Menschen zu vernichten, ist dem Menschen leicht! Wehe denen, welche ohne Theorie unnütze Morde begangen haben! sie sind Schuld, daß unsere Mütter zittern, wenn sie die Worte Revolution und Republik aussprechen, welche für sie von den Worten Schlächterei und Vernichtung unzertrennlich sind. Und unsere Mütter machen uns zu Männern, und wer von uns bebte mit fünfzehn Jahren, da er aus den Händen seiner Mutter hervorging, nicht auch bei den Worten Revolution und Republik? wer von uns hatte nicht seine ganze politische Bildung gleichsam neu zu machen, ehe er es wagte, kalt die Zahl anzusehen, die er lange als eine unselige betrachtet hatte, — die Zahl 93? wer von uns hat nicht seiner ganzen Stärke des fünfundzwanzigjährigen Mannes bedurft, um den drei Colossen unserer Revolution: Mirabeau, Danton, Robespierre, ins Gesicht zu schauen? Nach und nach haben wir uns aber an ihren Anblick gewöhnt, wir haben das Terrain studirt, auf welchem sie gingen, das Princip, das sie handeln machte, und unwillkürlich haben wir uns der entsetzlichen Worte einer andern Epoche erinnert: Jeder von ihnen ist nur gefallen, weil er der

Karren des Henkers einhemmen wollte, der noch Arbeit zu verrichten hatte. Sie sind es nicht, welche die Revolution überflügelt haben, sondern die Revolution hat sie überflügelt.

Wir beklagen uns indessen nicht: die Rehabilitationen der Neuzeit geschehen schnell, denn nun schreibt das Volk die Geschichte des Volkes. Es war nicht so zur Zeit der Herren Historiographen der Krone; habe ich nicht als Kind sagen hören, Ludwig XI. sei ein schlechter König gewesen und Ludwig XIV. ein großer Fürst?

Kehren wir zu Marceau und einer ganzen Familie zurück, die sein Name selbst gegen Carrier beschützte. Der Ruf des jungen Generals war der eines so reinen Republicanismus, daß es kein Verdacht gewagt hätte, seine Mutter oder seine Schwestern zu berühren. Darum liebte Eine von diesen, ein Mädchen von sechzehn Jahren, gleichsam Allem dem, was um sie her vorging, fremd, sie liebte, sagen wir, und sie wurde geliebt, und die Mutter von Marceau, furchtsam wie eine Mutter und einen zweiten Beschützer in einem Gatten sehend, betrieb so viel als möglich eine Heirath, welche ihrem Vollzuge ganz nahe war, als Marceau und die junge Vendeerin in Nantes ankamen. Diese Rückkehr in diesem Augenblick war eine doppelte Freude.

Man übergab Blanche den beiden Mädchen, welche sie küßten und ihre Freundinnen wurden; denn es gibt ein Alter, wo jedes junge Mädchen eine ewige Freundin in der Freundin zu finden glaubt, die es seit einer Stunde kennt. Sie gingen mit einander ab; eine Sache so wichtig als eine Heirath

beschäftigte sie: eine Frauentoilette; Blanche sollte ihre Männerkleider nicht länger anbehalten.

Bald brachten sie die Schwestern geschmückt mit ihrer doppelten Toilette zurück; sie hatte das Kleid der Einen und den Shawl der Andern anziehen müssen. Tolle Mädchen! sie hatten freilich alle Drei mit einander nur das Alter der Mutter von Marceau, die noch schön war.

Als Blanche wieder eintrat, ging ihr der junge General ein paar Schritte entgegen und blieb dann erstaunt stehen. Unter ihrer ersten Tracht hatte er kaum ihre himmlische Schönheit und ihre Anmuth bemerkt, die sie mit ihren Frauenkleidern wiedererlangt. Es ist wahr, sie hatte Alles gethan, um hübsch zu erscheinen: einen Augenblick hatte sie vor dem Spiegel Krieg, Vendée und Schlächterei vergessen: die naivste Seele hat ihre Coquetterie, wenn sie zu lieben anfängt und demjenigen, welchen sie liebt, gefallen will.

Marceau wollte sprechen, doch er konnte kein Wort hervorbringen; Blanche lächelte und reichte ihm ganz freudig die Hand, denn sie sah, daß sie ihm so schön geschienen hatte, als sie ihm zu scheinen wünschte.

Am Abend kam der junge Bräutigam der Schwester von Marceau, und da jede Liebe, von der Eigenliebe bis zur Mutterliebe, egoistisch ist, so gab es ein Haus in der Stadt Nantes, ein einziges vielleicht, wo Alles Glück und Freude war, indeß um dasselbe sich nur Thränen und Schmerzen fanden.

Oh! wie überließen sich Blanche und Marceau ganz ihrem neuen Leben! wie schien ihnen das andere weit hinter ihnen zu liegen! es war beinahe ein Traum.

Nur ward das Herz von Blanche von Zeit zu Zeit beklommen, und es entstürzten Thränen ihren Augen: sie dachte plötzlich an ihren Vater. Marceau beruhigte sie; sodann, um sie zu zerstreuen, erzählte er ihr seine ersten Feldzüge; wie der Lycäist mit fünfzehn Jahren Soldat geworden war, Officier mit siebzehn, Oberst mit neunzehn, General mit einundzwanzig. Blanche ließ ihn seine Erzählungen oft wiederholen, denn in Allem, was er sagte, war kein Wort von einer andern Liebe.

Und dennoch hatte Marceau geliebt, geliebt mit aller Macht seiner Seele, — er glaubte es wenigstens. Dann war er bald betrogen, verrathen worden: die Verachtung hatte sich nur mit großer Mühe Platz in einem Herzen gemacht, welches noch so jung, daß nur Leidenschaften darin waren. Das Blut, das seine Adern durchglühte, hatte sich langsam abgekühlt, eine melancholische Kälte war an die Stelle der Exaltation getreten; Marceau war, ehe er Blanche kannte, nur ein durch die plötzliche Abwesenheit des Fiebers der Energie und der Stärke, die er einzig und allein seiner Anwesenheit verdankte, beraubter Kranker.

Nun wohl! alle diese Glücksträume, alle diese Elemente eines neuen Lebens, alle diese Blendwerke der Jugend, welche Marceau auf immer für ihn verloren glaubte, lebten wieder auf in einer noch unbestimmten Ferne, die er jedoch eines Tags erreichen konnte: er selbst wunderte sich, daß das Lächeln zuweilen und ohne besondere Veranlassung wieder über seine Lippen schwebte; er athmete mit voller Brust und fühlte nichts mehr von der Schwierigkeit, zu

leben, die am Tage vorher noch seine Kräfte verzehrte und ihn einen nahen Tod als die einzige Schranke, welche der Schmerz nicht übersteigen kann, wünschen ließ.

Von Anfang zu Marceau durch ein natürliches Gefühl von Dankbarkeit hingezogen, schrieb Blanche diesem Gefühle die verschiedenen Gemüthsbewegungen zu, die sie ergriffen. War es nicht ganz einfach, daß sie beständig die Gegenwart des Mannes wünschte, der ihr das Leben gerettet hatte? Konnten ihr die Worte, die aus seinem Munde kamen, gleichgültig sein? Mußte seine Physiognomie, die das Gepräge tiefer Melancholie an sich trug, nicht das Mitleid erregen? und sah sie ihn sie anschauend seufzen, war sie dann nicht immer bereit, zu sagen: „Was kann ich für Sie thun, Freund, für Sie, der Sie so viel für mich gethan haben?"

Von diesen verschiedenen Gefühlen bewegt, welche jeden Tag eine neue Stärke erlangten, brachten Blanche und Marceau die erste Zeit ihres Aufenthaltes in Nantes hin; endlich kam der für die Hochzeit der Schwester des Generals festgesetzte Tag.

Unter den Juwelen, die er für sie hatte kommen lassen, wählte Marceau einen kostbaren, glänzenden Schmuck, den er Blanche anbot. Blanche schaute ihn Anfangs mit ihrer Mädchencoquetterie an, bald aber schloß sie das Etui wieder.

„Geziemen sich die Juwelen für meine Lage?" sagte sie traurig, „Juwelen mir! während vielleicht mein Vater von Meierei zu Meierei ein Stück Brod für sein Leben, eine Scheune zum Zufluchtsorte erbettelnd flieht; während ich selbst geächtet... Nein.

meine Einfachheit verberge mich vor Aller Augen; bedenken Sie, daß man mich erkennen kann."

Marceau drang vergebens in sie, sie nahm nur eine künstliche rothe Rose an, die sich unter den Schmucksachen fand.

Die Kirchen waren geschlossen; die Heirath wurde also auf dem Rathhause sanctionirt. Die Ceremonie war kurz und traurig; die jungen Mädchen vermißten schmerzlich den mit Kerzen und Blumen geschmückten Chor, den über dem Haupte des Brautpaares schwebenden Himmel, unter welchem diejenigen, welche ihn tragen, einander zulachen, und der Priester, nachdem er seinen Segen gegeben, ausruft: „Geht, meine Kinder, und seid glücklich!"

Vor der Thüre des Stadthauses erwartete eine Deputation von Matrosen die Neuvermählten. Es war der Grad von Marceau, dem seine Schwester diese Huldigung zu verdanken hatte. Einer von diesen Menschen, dessen Physiognomie ihm nicht unbekannt schien, hatte zwei Sträuße: er gab einen der Braut; dann ging er auf Blanche zu, die ihn starr anschaute, und reichte ihr den andern:

„Tinguy, wo ist mein Vater?" fragte Blanche erbleichend.

„In Saint-Florent," antwortete der Matrose. „Nehmen Sie diesen Strauß, es ist ein Brief darin. Es lebe der König! es lebe die gute Sache! Fräulein Blanche."

Blanche wollte ihn zurückhalten, mit ihm sprechen, ihn befragen; er war verschwunden. Marceau erkannte den Führer und bewunderte unwillkürlich die

Ergebenheit, die Gewandtheit und die Kühnheit dieses Bauern.

Blanche las den Brief mit Bangigkeit. Die Vendeer erlitten eine Niederlage um die andere; eine ganze Bevölkerung wanderte vor dem Brande und der Hungersnoth zurückweichend aus. Der übrige Theil des Briefes war dem Danke für Marceau gewidmet, denn der Marquis hatte Alles durch die Achtsamkeit von Tinguy erfahren. Blanche war traurig, dieser Brief hatte sie mitten unter die Gräuel des Krieges zurückgeworfen; sie stützte sich mehr als gewöhnlich auf den Arm von Marceau, sie sprach mit ihm von näher und mit einer noch sanfteren Stimme. Marceau hätte sie noch trauriger gewünscht, denn je tiefer die Traurigkeit ist, desto mehr ist Hingebung dabei; und, ich habe es gesagt, es ist viel Egoismus in der Liebe.

Während der Ceremonie war ein Fremder, der, wie er sagte, Marceau Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen hatte, in den Salon eingeführt worden. Anfangs, bei seinem Eintritte, bemerkte ihn Marceau nicht, da er den Kopf gegen Blanche geneigt hatte, die ihm den Arm gab; plötzlich aber fühlte er diesen Arm beben, er richtete den Kopf auf: Blanche und er standen Delmar gegenüber.

Der Volksrepräsentant näherte sich langsam, die Augen auf Blanche geheftet, ein Gelächter auf den Lippen; Marceau sah ihn, den Schweiß auf der Stirne, herbeikommen, wie Don Juan die Statue des Gouverneurs kommen sieht.

„Bürgerin, Du hast einen Bruder?"

Blanche stammelte und war im Begriffe, sich Marceau in die Arme zu werfen.

„Trügen mich mein Gedächtniß und Deine Aehnlichkeit nicht, so haben wir in Chollet mit einander gefrühstückt. Wie kommt es, daß ich ihn seit jener Zeit nicht mehr in den Reihen des republicanischen Heeres gesehen?“

Blanche fühlte, wie ihre Kräfte sie verließen: das durchdringende Auge von Delmar folgte den Fortschritten ihrer Verwirrung, und sie war nahe daran, unter diesem Blicke niederzufallen, als er sich von ihr abwandte und zu Marceau überging.

Da war es Delmar, der bebte. Der junge General hatte die Hand an den Griff seines Degens gelegt, den er krampfhaft preßte. Das Gesicht des Volksrepräsentanten nahm jedoch alsbald wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck an; er schien das, was er so eben gesagt, völlig vergessen zu haben, faßte Marceau beim Arme, zog ihn in die Fenstervertiefung, sprach einige Augenblicke mit ihm über die gegenwärtige Lage der Vendee, und theilte ihm mit, er sei nach Nantes gekommen, um sich mit Carrier über neue strenge Maßregeln zu bereden, welche gegen die Empörer zu nehmen nothwendig geworden. Er kündigte an, der General Dumas sei nach Paris zurückberufen, und als er sich sodann bald entfernte, ging er mit einem Gruße und mit einem Lächeln an dem Lehnstuhle vorüber, in welchen Blanche den Arm von Marceau verlassend gefallen, und wo sie bleich und kalt geblieben war.

Zwei Stunden nachher erhielt Marceau den Befehl, ohne Verzug abzugehen, um sich zur Westarmee zu begeben und dort wieder das Commando seiner Brigade zu übernehmen.

Dieser plötzliche, unvorhergesehene Befehl setzte ihn in Erstaunen; er glaubte darin einen Zusammenhang mit der Scene zu sehen, die sich einen Augenblick vorher ereignet hatte: sein Urlaub lief erst in vierzehn Tagen ab. Er eilte zu Delmar, um Erläuterungen hierüber zu erlangen: Delmar war sogleich nach seiner Zusammenkunft mit Carrier abgereist.

Man mußte gehorchen; schwanken hieß sich ins Verderben stürzen. Zu jener Zeit waren die Generale der Gewalt der vom Convent abgesandten Volksrepräsentanten unterworfen, und wurden einige Unfälle durch ihre Unerfahrenheit verursacht, so verdankte man auch mehr als einen Sieg der beständigen Alternative, in der sich die Chefs befanden, entweder zu siegen, oder ihren Kopf aufs Schaffot zu tragen.

Marceau war bei Blanche, als er diesen Befehl erhielt. Ganz betäubt durch einen so unerwarteten Schlag, hatte er nicht den Muth, ihr eine Abreise anzukündigen, die sie allein und ohne Vertheidigung mitten in einer jeden Tag vom Blute seiner Landsleute besprengten Stadt ließ. Sie bemerkte seine Befangenheit, und da bei ihr die Unruhe ihre Schüchternheit überstieg, so näherte sie sich ihm mit dem ängstlichen Blicke einer geliebten Frau, welche weiß, daß sie das Recht hat, zu fragen, und auch fragt. Marceau reichte ihr den Befehl, den er erhalten. Blanche hatte kaum ihre Blicke darauf geworfen, als sie einsah, welcher Gefahr der Mangel an Gehorsam ihren Beschützer aussetzte; ihr Herz brach, und dennoch fand sie die Stärke, ihn zur unverzüglichen Ab-

reise aufzufordern. Die Frauen besitzen mehr als die Männer diese Art von Muth, weil er bei ihnen einerseits von der Scham herrührt. Marceau schaute sie traurig an. „Und Sie auch, Blanche," sagte er, „Sie befehlen mir, daß ich mich entferne? Im Ganzen," fügte er wie mit sich selbst redend bei, „was konnte mich das Gegentheil glauben machen? Ich Wahnsinniger, der ich war! Wenn ich an diese Abreise dachte, stellte ich mir zuweilen vor, es werde sie einiges Bedauern, Thränen kosten!" Er ging mit großen Schritten auf und ab. „Wahnsinniger! Bedauern, Thränen! Als ob ich ihr nicht gleichgültig wäre!" Da er sich umwandte, stand er vor Blanche: zwei Thränen flossen über die Wangen des stummen Mädchens, dem die hastigen Seufzer die Brust hoben. Marceau fühlte auch Thränen in seinen Augen.

„Oh! verzeihen Sie mir," sagte er, „verzeihen Sie, Blanche; doch ich bin sehr unglücklich, und das Unglück macht mißtrauisch. Immer bei Ihnen, schien sich mein Leben mit dem Ihrigen vermischt zu haben; wie Ihre Stunden von meinen Stunden, meine Tage von Ihren Tagen trennen? Ich hatte Alles vergessen; ich glaubte an eine Ewigkeit! Oh! wehe, wehe! ich träumte und ich erwache. Blanche," sprach er mit mehr Ruhe, jedoch mit einem traurigeren Tone, „der Krieg, den wir führen, ist grausam und mörderisch, es ist möglich, daß wir uns nie wiedersehen." Er nahm die Hand von Blanche, welche schluchzte. „Oh! versprechen Sie mir, wenn ich fern von Ihnen falle ... Blanche, ich habe immer die Ahnung eines kurzen Lebens gehabt; versprechen Sie mir, es werde sich das Andenken an mich manchmal Ihrem Geiste,

mein Name Ihrem Munde bieten, und wäre es nur im Traume; und ich, ich gelobe Ihnen, Blanche, daß, wenn sich zwischen meinem Leben und meinem Tode die Zeit findet, einen Namen, einen einzigen, auszusprechen, dies der Ihrige sein wird."

Blanche wurde erstickt von den Thränen; doch in ihren Augen waren tausend Versprechen zärtlicher als die, welche Marceau forderte. Mit einer Hand drückte sie die von Marceau, der zu ihren Füßen lag, und mit der andern deutete sie auf die rothe Rose, mit der sie ihren Kopf geschmückt hatte.

„Immer, immer!" stammelte sie; und sie fiel in Ohnmacht.

Das Schreien von Marceau zog seine Mutter und seine Schwestern herbei. Er glaubte, Blanche sei todt, und wälzte sich zu Ihren Füßen. Alles wird in der Liebe übertrieben, Furcht und Hoffnung. Der Soldat war nur ein Kind.

Blanche öffnete die Augen und erröthete, als sie Marceau zu ihren Füßen und seine Familie um sich her sah.

„Er geht ab," sagte sie, „vielleicht um sich gegen meinen Vater zu schlagen! Oh! verschonen Sie meinen Vater; fällt er in Ihre Hände, so bedenken Sie, daß sein Tod mich tödten würde. Was wollen Sie mehr?" fügte sie die Stimme dämpfend bei; „ich habe nur an meinen Vater gedacht, nachdem ich an Sie gedacht hatte." Dann, sogleich ihren Muth wieder zusammenraffend, bat sie Marceau inständig, abzugehen; er selbst sah die Nothwendigkeit hievon ein, und er widerstand auch nicht länger ihren Bitten und denen seiner Mutter. Die Befehle zur Ab-

reise wurden gegeben, und eine Stunde nachher hatte er das Lebewohl von Blanche und seiner Familie empfangen.

Marceau folgte, um Blanche zu verlassen, dem Wege, den er mit ihr gemacht hatte; er ritt hin, ohne den Schritt seines Pferdes zu beschleunigen oder zu hemmen, und jede Oertlichkeit erinnerte ihn an einige Worte von der Erzählung der jungen Vendeerin; er ging gewisser Maßen wieder durch die Geschichte, die sie ihm erzählt; und die Gefahr, die sie lief, an die er nicht gedacht hatte, so lange er bei ihr war, erschien ihm nun, da er sich von ihr entfernt, viel größer. Jedes Wort von Delmar toste in seinen Ohren: jeden Augenblick war er im Begriffe, sein Pferd anzuhalten, nach Nantes zurückzukehren, und er mußte seine ganze Vernunft zu Hülfe rufen, um nicht dem Drange, sie wiederzusehen, nachzugeben.

Hätte sich Marceau mit etwas Anderem, als mit dem, was in seinem eigenen Geiste vorging, beschäftigen können, so würde er am Ende des Weges und auf ihn zukommend einen Reiter bemerkt haben, der, nachdem er einen Augenblick angehalten, um sich zu versichern, daß er sich nicht täuschte, sein Pferd in Galopp setzte, um mit ihm zusammenzutreffen, und er hätte den General Dumas so schnell erkannt, als er selbst erkannt worden war.

Die zwei Freunde sprangen von ihren Pferden und warfen sich einander in die Arme.

Ein Mann, die Haare von Schweiß triefend, das Gesicht blutig, die Kleider zerrissen, springt in demselben Augenblicke über die Hecke, rollt mehr als

er steigt an der Böschung herab, fällt ohne Kraft und fast ohne Stimme zu den Füßen der zwei Freunde, und bringt nur das einzige Wort: „Verhaftet!...“ hervor. Es war Tinguy.

„Verhaftet! wer? Blanche?“ rief Marceau.

Der Bauer machte eine bejahende Geberde; der Unglückliche konnte nicht mehr sprechen. Er hatte fünf Meilen, querfeldein, über Hecken springend, durch Pfriemenkraut und Stechginster laufend, gemacht; er hätte vielleicht noch eine oder zwei Meilen rennen können, um Marceau einzuholen; als er ihn aber eingeholt, war er zu Boden gefallen.

Marceau schaute ihn mit offenem Munde und mit blödem Auge an.

„Verhaftet! Blanche verhaftet!“ wiederholte er beständig, während sein Freund seine mit Wein gefüllte Feldflasche an die zusammengepreßten Zähne des Bauern hielt. „Blanche verhaftet! In dieser Absicht entfernte man mich also! Alexandre,“ rief er, indem er seinen Freund bei der Hand ergriff und ihn aufzustehen nöthigte, „Alexandre, ich kehre nach Nantes zurück, Du mußt mir dahin folgen, denn mein Leben, meine Zukunft, mein Glück, Alles ist dort!“ Seine Zähne knirschten, sein ganzer Körper wurde von einer krampfhaften Bewegung geschüttelt. „Es zittere der, welcher es gewagt hat, Hand an Blanche zu legen! Weißt Du, daß ich sie mit allen Kräften meiner Seele liebte? daß für mich keine Existenz mehr ohne sie möglich ist? daß ich sterben oder sie retten will?... Oh! ich Wahnsinniger, daß ich abgereist bin!... Blanche verhaftet! und wohin hat man sie geführt?“

Tinguy, an den diese Frage gerichtet war, kam allmälig wieder zu sich. Man sah die Adern seiner Stirne angeschwollen, als ob sie dem Bersten nahe wären; seine Augen waren voll Blut, und kaum konnte er, so sehr war seine Brust gepreßt und keuchend, auf die zum zweiten Male an ihn gerichtete Frage: „Wohin hat man sie geführt?“ antworten:

„Nach dem Gefängnisse des Bouffays.“

Diese Worte waren nicht sobald ausgesprochen, als die zwei Freunde im Galopp den Weg nach Nantes einschlugen.

IV.

Es war kein Augenblick zu verlieren; die zwei Freunde wandten also ihren Lauf gerade nach dem Hause, das Carrier auf der Place du Cours bewohnte. Als sie hier angekommen waren, warf sich Marceau von seinem Pferde, nahm maschinenmäßig die Pistolen, die sich in seinen Holstern fanden, verbarg sie unter seinem Rocke und eilte nach der Wohnung von demjenigen, der das Schicksal von Blanche in seinen Händen hielt. Sein Freund folgte ihm kälter, obgleich bereit, ihn zu vertheidigen, wenn er seines Beistandes bedürfte, und sein Leben mit eben so viel Sorglosigkeit als auf dem Schlachtfelde zu wagen. Doch der Abgeordnete der Montagne wußte zu gut, wie sehr er verhaßt war, um nicht mißtrauisch zu sein, und weder Bitten noch Drohungen konnten den Generalen eine Unterredung mit ihm verschaffen.

Marceau ging ruhiger hinab, als es sein Freund

gedacht hätte. Seit einem Augenblicke schien er sich einem neuen Plane zugewandt zu haben, den er in Eile zur Reise brachte, und es unterlag keinem Zweifel, daß er hiebei beharrte, als er den General Dumas bat, sich auf der Stelle nach der Post zu begeben, sodann zurückzukehren und ihn vor der Thüre des Boussays mit einem Wagen und Pferden zu erwarten.

Der Grad und der Name von Marceau öffneten ihm den Eintritt in dieses Gefängniß; er befahl dem Gefangenwärter, ihn in den Kerker zu führen, wo Blanche eingeschlossen war. Dieser zögerte einen Augenblick: Marceau wiederholte seinen Befehl mit einem noch mehr gebieterischen Tone, und der Stockmeister gehorchte, indem er ihm zu folgen winkte.

„Sie ist nicht allein," sagte sein Führer, während er die niedrige, gewölbte Thüre eines Kerkers öffnete, dessen Dunkelheit Marceau schauern machte: „doch sie wird bald von ihrem Gefährten befreit sein, da man ihn heute guillotinirt."

Nach diesen Worten schloß er die Thüre hinter Marceau wieder und forderte ihn auf, so viel als möglich eine Zusammenkunft, die ihn gefährden könnte, abzukürzen.

Noch geblendet von seinem plötzlichen Uebergange vom Tage zur Nacht, streckte Marceau seine Arme wie ein Träumender aus; er suchte den Namen von Blanche auszusprechen, konnte ihn aber nicht artikuliren, und er vermochte mit seinen Blicken die Finsterniß, die ihn umgab, nicht zu durchdringen: er hörte einen Schrei: Blanche warf sich in seine Arme;

sie hatte ihn sogleich erkannt: ihr Gesicht war schon an die Nacht gewöhnt.

Sie warf sich in seine Arme, denn es war ein Augenblick, wo die Angst sie Alter und Geschlecht vergessen ließ: es handelte sich nur noch um das Leben oder den Tod. Sie klammerte sich an ihn an wie ein Schiffbrüchiger an einen Felsen, mit unartikulirtem Schluchzen und krampfhaftem Umschlingen.

„Ah! ah! Sie haben mich also nicht verlassen?" rief sie endlich. „Man hat mich verhaftet, hierher geschleppt; unter der Menge, die mir folgte, erblickte ich Tinguy; ich rief: „„Marceau! Marceau!"" und er verschwand. Oh! ich hoffte entfernt nicht, Sie wiederzusehen . . . sogar hier wiederzusehen. Doch nun sind Sie da . . . Sie sind da . . . Sie werden mich nicht mehr verlassen . . . Sie werden mich wegführen, nicht wahr? . . . Sie werden mich nicht hier lassen."

„Gern möchte ich Sie um den Preis meines Blutes sogleich diesem Orte entreißen, aber . . ."

„Ah! sehen Sie, fühlen Sie doch diese triefenden Mauern, dieses verfaulte Stroh an; Sie, der Sie General sind, können Sie nicht . . .?"

„Blanche, hören Sie, was ich kann: an diese Thüre klopfen, den Stockmeister, der sie öffnen wird, niederschießen; Sie bis in den Hof tragen, Sie die Luft einathmen, den Himmel schauen und mich Sie vertheidigend tödten lassen; bin ich aber todt, Blanche, so wird man Sie in diesen Kerker zurückführen, und es wird kein Mensch mehr auf Erden leben, der Sie retten kann."

„Können Sie es?"

„Vielleicht."

„Bald?"

„In zwei Tagen, Blanche; ich verlange zwei Tage von Ihnen . . . Doch antworten Sie Ihrerseits, antworten Sie auf eine Frage, von der Ihr Leben und das meine abhängen . . . Antworten Sie, wie Sie Gott antworten würden . . . Blanche, lieben Sie mich?"

„Ist dies der Augenblick und der Ort, wo eine solche Frage gemacht werden darf, und wo man darauf antworten kann? Glauben Sie, diese Mauern seien gewöhnt, Liebesgeständnisse zu hören?"

„Ja, das ist der Augenblick, denn wir sind zwischen dem Leben und dem Grabe, zwischen dem Dasein und der Ewigkeit. Blanche, beeile Dich also, mir zu antworten: jeder Augenblick raubt uns einen Tag, jede Stunde ein Jahr . . . Blanche, liebst Du mich?"

„Ah! ja, ja."

Diese Worte entschlüpften dem Herzen von Blanche, welche vergessend, daß man ihre Röthe nicht sehen konnte, ihren Kopf in den Armen von Marceau verbarg.

„Nun wohl! Blanche, Du mußt mich auf der Stelle zum Gatten nehmen."

Der ganze Leib des Mädchens bebte.

„Was kann Ihre Absicht sein?"

„Meine Absicht ist, Dich dem Tode zu entreißen; wir werden sehen, ob sie es wagen, die Frau eines republicanischen Generals auf das Schaffot zu schicken."

Blanche begriff nun seinen ganzen Gedanken;

sie zitterte vor der Gefahr, der er sich aussetzte, um sie zu retten. Ihre Liebe erlangte hiedurch eine neue Stärke, doch ihren Muth zu Hülfe rufend, sprach sie mit Festigkeit:

„Es ist unmöglich!"

„Unmöglich!" rief Marceau, „unmöglich! Das ist Wahnsinn! welches Hinderniß kann sich zwischen uns und dem Glücke erheben, da Du mir gestanden hast, daß Du mich liebst? Glaubst Du denn, es sei dies ein Spiel? Oh! höre doch, höre doch, das ist der Tod! sieh! der Tod des Schaffots... der Henker, das Beil, der Karren!"

„Oh! Erbarmen! Erbarmen! das ist gräßlich! Doch Du, Du . . . bin ich einmal Deine Frau, so stürzt Dich dieser Titel, wenn er mich nicht rettet, mit mir ins Verderben!"

„Das ist also der Grund, der Dich bewegt, den einzigen Weg der Rettung, welcher Dir bleibt, zu verwerfen! Nun wohl! höre mich an, Blanche, denn nun habe ich Dir Geständnisse zu machen: als ich Dich sah, liebte ich Dich; die Liebe ist zur Leidenschaft geworden, ich lebe davon wie von meinem Leben, meine Existenz ist die Deine, mein Loos wird das Deine sein; Glück oder Schaffot, ich werde Alles mit Dir theilen; ich verlasse Dich nicht, keine menschliche Macht kann uns trennen, oder wenn ich Dich verlasse, habe ich nur zu rufen: Es lebe der König! dieses Wort öffnet mir wieder Dein Gefängniß, und wir gehen nur noch mit einander daraus weg. Nun wohl! es wird immerhin etwas sein, eine Nacht in demselben Kerker, die

Fahrt auf demselben Karren, der Tod auf demselben Schaffot."

„Oh! nein, nein, geh; laß mich, um des Himmels willen, laß mich!"

„Daß ich gehe! Gib wohl Acht auf das, was Du sagst und was Du willst, denn gehe ich von hier weg, ohne daß Du mir gehörst, ohne daß Du mir das Recht, Dich zu vertheidigen, gegeben hast, so suche ich Deinen Vater auf, Deinen Vater, an den Du nicht denkst, und der weint, und ich sage ihm: „„Greis, Deine Tochter konnte sich retten, und sie wollte es nicht; sie wollte, daß Deine letzten Tage in Trauer vergehen, und daß ihr Blut bis auf Deine weißen Haare zurückspritze. Weine, weine, Greis, nicht darüber, daß sie todt ist, sondern darüber, daß sie Dich nicht genug liebte, um zu leben.""

Marceau hatte Blanche zurückgeschoben; sie war ein paar Schritte von ihm niedergesunken, und er ging, die Zähne an einander gepreßt, die Arme auf der Brust, mit dem Gelächter eines Wahnsinnigen oder eines Verdammten auf und ab. Er hörte das Schluchzen von Blanche; die Thränen entstürzten seinen Augen, sein Arme fielen kraftlos nieder, und er rollte zu ihren Füßen.

„Oh! Erbarmen, bei dem, was es Heiligstes auf dieser Welt gibt, beim Grabe Deiner Mutter, Blanche, willige ein, meine Frau zu werden; es muß sein: Du mußt es."

„Ja, Du mußt es, Mädchen," unterbrach eine Stimme, welche Beide beben und rasch aufstehen machte; „Du mußt es, denn das ist das einzige Mittel,

ein Leben zu erhalten, das kaum anfängt; die Religion gebietet es Dir, und, ich, ich bin bereit, Eure Verbindung einzusegnen."

Marceau wandte sich erstaunt um, und er erkannte den Pfarrer von Sainte-Marie-de-Rhé, der zu der Versammlung gehörte, welche er in der Nacht, wo Blanche seine Gefangene wurde, angegriffen hatte.

„O mein Vater!" rief er, indem er ihn bei der Hand ergriff und herbeizog, „o mein Vater! bewirken Sie, daß sie zu leben einwilligt."

„Blanche von Beaulieu," sprach der Priester mit feierlichem Tone, „im Namen Deines Vaters, welchen zu vertreten mein Alter und die Freundschaft, die uns verband, mich berechtigen, beschwöre ich Dich, den dringenden Bitten dieses jungen Mannes nachzugeben; denn Dein Vater selbst, wäre er hier, würde thun, was ich thue."

Blanche schien von tausend entgegengesetzten Gefühlen bewegt; endlich warf sie sich Marceau in die Arme und rief:

„O mein Freund! ich habe nicht die Kraft, Dir länger zu widerstehen. Marceau, ich liebe Dich, ich liebe Dich, und ich bin Dein Weib!"

Ihre Lippen vereinigten sich; Marceau strahlte im Uebermaße der Freude; er schien Alles vergessen zu haben. Die Stimme des Priesters entriß ihn bald seiner Extase.

„Beeilt Euch, meine Kinder," sagte er, „denn meine Augenblicke sind hienieden gezählt, und zögert Ihr noch, so werde ich Euch nur vom Himmel herab segnen können."

Die zwei Liebenden bebten: diese Stimme rief sie auf die Erde zurück!

Blanche schaute mit ängstlichen Blicken umher.

„O mein Freund,“ sagte sie, „welch ein Augenblick, um unsere Geschicke zu verbinden! welch ein Tempel für eine Hochzeit! Denkst Du, eine unter finsteren, traurigen Gewölben eingeweihte Verbindung könne eine dauerhafte und glückliche sein? . . .“

Marceau schauerte, denn er selbst fühlte sich von einer abergläubischen Bangigkeit ergriffen. Er zog Blanche nach einer Stelle des Kerkers fort, wo das Tageslicht, durch die gekreuzten Stangen eines schmalen Luftloches schlüpfend, die Finsterniß minder dicht machte; und hier fielen Beide auf die Kniee und erwarteten den Segen des Priesters.

Dieser streckte die Arme aus und sprach die geheiligten Worte. In demselben Augenblicke wurde ein Geräusch von Soldaten und Waffen im Flurgange hörbar; Blanche warf sich erschrocken in die Arme von Marceau.

„Sollte ich es schon sein, die sie holen wollen?“ rief sie. „O mein Freund! mein Freund, wie gräßlich wäre in diesem Augenblicke der Tod!“

Der junge General war, eine Pistole in jeder Hand, gegen die Thüre geeilt. Die Soldaten wichen erstaunt zurück.

„Beruhigt Euch,“ sprach zu ihnen der Priester, indem er vortrat, „ich bin es, den man holt, ich bin es, der sterben soll.“

Die Soldaten umringten ihn.

„Kinder,“ rief er mit einer starken Stimme, sich an die jungen Gatten wendend, „Kinder, auf die

Kniee; denn, einen Fuß im Grabe, ertheile ich Euch meinen Segen, und der Segen eines Sterbenden ist heilig."

Die erstaunten Soldaten schwiegen; der Priester hatte aus seiner Brust ein Crucifix gezogen, welches er vor allen Durchsuchungen zu verbergen im Stande gewesen war; er streckte es gegen sie aus: im Begriffe, zu sterben, betete er für sie. Es trat ein Augenblick der Stille, ein feierlicher Augenblick ein, wo Jeder an Gott glaubte. Dann sprach der Priester: „Laßt uns gehen!"

Blanche warf sich Marceau in die Arme.

„Oh! wenn Du mich verlässest, und man mich so hier holt, wenn ich Dich nicht habe, um mir durch diese Thüre gehen zu helfen, oh! Marceau, stellst Du Dir vor, ich! ich auf dem Schaffot! ich auf dem Schaffot fern von Dir, weinend und Dich rufend, ohne daß Du mir antwortest! Oh! geh nicht, geh nicht! Ich werde mich ihnen zu Füßen werfen, ich werde ihnen sagen, ich sei nicht schuldig, sie mögen mich mit Dir mein ganzes Leben im Gefängnisse lassen, und ich werde sie segnen! Doch wenn Du mich verlässest . . . Oh! verlasse mich also nicht!"

„Blanche, ich bin sicher, daß ich Dich rette, ich stehe für Dein Leben; in weniger als zwei Tagen werde ich mit Deiner Begnadigung hierher zurückkehren, und dann wird es nicht ein ganzes Leben des Gefängnisses und des Kerkers, sondern ein Leben von Lust und Glück, ein Leben der Freiheit und der Liebe sein."

Die Thüre ging auf, der Kerkermeister erschien. Blanche umschloß Marceau noch stärker mit ihren

Armen; sie wollte nicht von ihm scheiden, und es war doch jeder Augenblick kostbar; er machte sachte ihre Hände los, deren Kette ihn festhielt, versprach ihr, er werde vor dem Ende des zweiten Tages zurück sein, und rief, indem er aus dem Kerker stürzte: „Liebe mich immer!"

„Immer!" erwiederte Blanche, während sie zurückfiel und auf die rothe Rose in ihren Haaren deutete, die er ihr geschenkt hatte.

Und es schloß sich die Thüre wie die der Hölle.

V.

Marceau fand den General Dumas, der ihn beim Kerkermeister erwartete; er verlangte Tinte und Feder.

„Was willst Du machen?" fragte Dumas erschrocken über seine Aufregung.

„An Carrier schreiben, zwei Tage von ihm verlangen, ihm sagen, sein Leben hafte mir für das Leben von Blanche."

„Unglücklicher!" rief sein Freund, indem er ihm den angefangenen Brief entriß. „Du drohst, und Du bist in seiner Gewalt; bist Du nicht ungehorsam gegen den Befehl gewesen, den Du erhalten, Dich zur Armee zu begeben? Glaubst Du denn, wenn er Dich einmal fürchte, werden seine Befürchtungen dabei stehen bleiben, daß er einen glaubwürdigen Vorwand suche? Vor Ablauf einer Stunde wärest Du verhaftet; und was vermöchtest Du dann für sie und für Dich? Glaube mir, Dein Stillschweigen hat sein Vergessen zur Folge, denn sein Vergessen allein kann Dich retten."

Der Kopf von Marceau war wieder in seine Hände gefallen; er schien tief nachzudenken.

„Du hast Recht!“ rief er plötzlich aufstehend; und er zog seinen Freund nach der Straße fort.

Einige Personen waren um eine Postchaise versammelt. „Wenn heute Abend Nebel einträte,“ sagte eine Stimme, „so weiß ich nicht, was zwanzig gute Bursche abhalten sollte, in die Stadt einzudringen und die Gefangenen zu entführen: Nantes ist zum Erbarmen bewacht.“ Marceau schauerte, wandte sich um, erkannte Tinguy, wechselte mit ihm einen Blick des Verständnisses und sprang in den Wagen. „Nach Paris!“ sagte er zum Postillon, dem er Gold gab; und die Pferde gingen mit der Geschwindigkeit des Blitzes ab. Ueberall dieselbe Eile, überall erhielt Marceau durch die Macht des Goldes das Versprechen, die Pferde werden am andern Tage bereit sein, und kein Hinderniß werde seiner Rückkehr im Wege stehen.

Auf dieser Reise erfuhr er, der General Dumas habe seine Entlassung genommen und nur um die Gunst gebeten, als Soldat bei einem anderen Heere verwendet zu werden; er war deshalb zur Verfügung des Wohlfahrtsausschusses gestellt worden und begab sich in dem Augenblicke nach Nantes, wo ihn Marceau auf der Straße von Clisson fand. Um acht Uhr Abends kam der Wagen, der die zwei Generale enthielt, in Paris an.

Marceau und sein Freund verließen sich auf der Place du Palais-Egalité. Marceau wandte sich zu Fuße nach der Rue Saint-Honoré, ging durch die-

selbe auf der Seite von Saint-Roch hinab, blieb bei Nr. 366 stehen und fragte nach Robespierre.

„Er ist im Théâtre de la Nation," antwortete ein Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren; „willst Du aber in einer Stunde wiederkommen, Bürger General, so wird er zu Hause sein."

„Robespierre im Théâtre de la Nation! Irrst Du Dich nicht?"

„Nein, Bürger."

„Nun wohl! ich will ihn dort aufsuchen, und finde ich ihn nicht, so komme ich zurück und erwarte ihn hier. Mein Name ist: der Bürger General Marceau."

Das Théâtre-Français hatte sich in zwei Truppen getrennt: Talma war in Begleitung der patriotischen Schauspieler nach dem Odeon ausgewandert. In dieses Theater begab sich also Marceau, ganz erstaunt, daß er in einem Schauspielsaale das strenge Mitglied des Wohlfahrtsausschusses zu suchen hatte. Man spielte den Tod Cäsars. Er trat auf den Balcon ein: ein junger Mann bot ihm auf der ersten Bank einen Platz neben sich an. Marceau nahm dies an, in der Hoffnung, von hier aus den Mann zu erblicken, den er suchte.

Das Schauspiel hatte noch nicht angefangen; eine seltsame Gährung herrschte im Publikum; Gelächter und Zeichen wurden gewechselt und gingen wie von einem Hauptquartier von einer beim Orchester stehenden Gruppe aus; diese Gruppe beherrschte den Saal, ein Mann beherrschte diese Gruppe; das war Danton.

An seinen Seiten sprachen, wenn er schwieg, u

schwiegen, wenn er sprach: Camille Desmoulins, sein Seide; Philippaux, Hérault de Séchelles und Lacroix, seine Apostel.

Es war das erste Mal, daß sich Marceau diesem Mirabeau des Volkes gegenüber fand; er würde ihn an seiner starken Stimme, an seiner gebieterischen Geberde, an seiner mächtigen Stirne erkannt haben, wäre auch sein Name nicht mehrere Male von seinen Freunden ausgesprochen worden.

Man erlaube uns ein paar Worte über den Stand der verschiedenen Factionen, in die der Convent getheilt war: sie sind nothwendig zum Verständnisse der Scene, welche nun folgen soll.

Die Commune und die Montagne hatten sich vereinigt, um die Revolution vom 31. Mai zu bewerkstelligen. Die Girondisten, nachdem sie es vergebens versucht, die Provinzen zu föderalisiren, waren fast wehrlos mitten unter diejenigen gefallen, welche sie gewählt hatten und es nun nicht einmal wagten, ihnen in den Tagen ihrer Aechtung eine Zuflucht zu geben. Vor dem 31. Mai war die Macht nirgends, nach dem 31. Mai fühlte man das Bedürfniß der Einheit der Kräfte, um zur Geschwindigkeit im Handeln zu gelangen; die Assemblée war die ausgedehnteste Autorität; eine Faction hatte sich der Assemblée bemächtigt: einige Menschen geboten dieser Faction; die Macht befand sich natürlich in den Händen dieser Menschen. Der Wohlfahrtsausschuß hatte bis zum 31. Mai aus neutralen Conventsmitgliedern bestanden; es kam die Zeit seiner Erneuerung, und die äußersten Montagnards machten sich darin Platz. Barrère blieb darin als eine Repräsentation des

alten Ausschusses, Robespierre aber wurde zum Mitgliede gewählt; Saint-Just, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes unterdrückten, von ihm unterstützt, ihre Collegen Hérault de Séchelles und Robert Lindet. Saint-Just übernahm die Beaufsichtigung, Couthon übernahm es, in ihren Formen die im Grunde zu gewaltsamen Anträge zu mildern; Billaud-Varennes und Collot d'Herbois lenkten das Proconsulat der Departements, Carnot beschäftigte sich mit dem Kriege, Cambon mit den Finanzen, Prieur (von der Côte-d'Or) und Prieur (von der Marne) mit den inneren und administrativen Arbeiten, und Barrère, der sich bald mit ihnen verband, wurde der tägliche Redner der Partei. Robespierre aber, ohne eine bestimmte Function zu haben, überwachte Alles und gebot diesem politischen Körper, wie der Kopf dem materiellen Körper gebietet und jedes Glied desselben nach seinem Willen handeln macht.

In dieser Partei hatte sich die Revolution verfleischt; sie wollte sie mit allen ihren Consequenzen, damit das Volk eines Tags alle ihre Resultate genießen könne.

Diese Partei hatte gegen zwei andere zu kämpfen: die eine wollte sie übertreffen, die andere zurückhalten. Diese zwei Parteien waren:

Die der Commune, vertreten von Hébert.

Die der Montagne, vertreten durch Danton.

Hébert popularisirte im Père Duchesne die Unflätigkeit der Sprache; die Schmähung folgte hier den Opfern, das Gelächter den Hinrichtungen. In kurzer Zeit waren seine Fortschritte furchtbar: der Bischof von Paris und seine Vicare schworen da-

Christenthum ab; der katholische Cultus wurde durch den der Vernunft ersetzt, die Kirchen wurden geschlossen; Anarchasis Cloots wurde der Apostel der neuen Göttin. Der Wohlfahrtsausschuß erschrak vor der Macht dieser ultrarevolutionären Faction, von der man geglaubt hatte, sie sei mit Marat gefallen, und die sich auf die Immoralität und den Atheismus stützte; Robespierre allein übernahm es, sie anzugreifen. Am 5. December 93 bot er ihr auf der Tribune Trotz, und der Convent, der gezwungener Weise den Abschwörungen auf das Verlangen der Commune Beifall zugeklatscht, decretirte auf das Verlangen von Robespierre, der auch seine Religion zu gründen hatte, alle Gewaltthätigkeiten und der Glaubensfreiheit entgegengesetzte Maßregeln seien verboten.

Danton forderte im Namen der gemäßigten Partei der Montagne die Cassation der revolutionären Regierung; der von Camille Desmoulins redigirte Vieux Cordelier war das Organ der Partei. Der Wohlfahrtsausschuß, das heißt die Dictatur, war, nach seiner Behauptung, nur geschaffen worden, um im Innern zu unterdrücken und außen zu siegen, und da er im Innern unterdrückt und an der Gränze gesiegt zu haben glaubte, so forderte er, daß man eine seiner Ansicht nach unnütz gewordene Macht breche, damit sie später nicht gefährlich werde; die Revolution hatte niedergerissen, und er wollte auf einem Terrain, das noch nicht abgeräumt war, wieder bauen.

Das waren die drei Factionen, in die sich im Monat März 94, um welche Zeit unsere Geschichte

sich ereignet, das Innere des Conventes theilte. Robespierre beschuldigte Hébert des Atheismus und Danton der Käuflichkeit; sodann wurde er seinerseits des Ehrgeizes bezüchtigt, und das Wort Dictator fing an zu kreisen.

Dies war der Stand der Dinge, als Marceau, wie wir gesagt haben, zum ersten Male Danton sah, der sich aus dem Orchester eine Tribune machte und denjenigen, welche ihn umgaben, mächtige Worte zuwarf; man spielte den Tod Cäsars; es war eine Art von Losungswort den Dantonisten gegeben worden; sie fanden sich alle bei dieser Vorstellung ein, und auf ein Zeichen, das ihr Chef aufstehend geben würde, sollten sie auf Robespierre eine Anwendung folgender Verse machen.

Oui, que César soit grand, mais que Rom soit libre.
Dieu! maîtresse de l'Inde, esclave au bord du Tibre,
Qu'importe que son nom commande à l'univers
Et qu'on l'appelle reine, alors qu'elle est aux fers?
Qu'importe à ma patrie, aux Romains que tu braves,
D'apprendre que César a de nouveaux esclaves?
Les Persans ne sont pas nos plus fiers ennemis,
Il en est plus grands: je n'ai pas d'autre avis*).

---

*) Ja, Cäsar sei groß, doch Roma sei frei; Gott! Herrin Indiens, Sklavin am Ufer der Tiber, was liegt daran, daß ihr Name dem Weltall gebietet, da sie in Ketten ist? Was liegt meinem Vaterlande, was den Römern, denen Du trotzest, daran, zu erfahren, Cäsar habe neue Sklaven? Die Perser sind nicht unsere kühnsten Feinde, es gibt größere: ich habe keine andere Meinung.

Und darum war Robespierre, der von Saint-Just unterrichtet worden, an diesem Abend im Théâtre de la Nation, denn er begriff, welche Waffe in den Händen seiner Feinde wäre, wenn es ihnen gelänge, die Anklage, die sie gegen ihn erhoben, zu popularisiren.

Marceau suchte ihn indessen vergebens in diesem glänzend erleuchteten Saale, wo die Linie der Parterrelogen allein wegen des Vorsprungs, den die Gallerien über denselben bildeten, im Halbdunkel blieb, und seine von dieser vergeblichen Forschung ermüdeten Augen, fielen jeden Moment wieder auf die Gruppe des Orchesters, deren geräuschvolle Conversation die Aufmerksamkeit des ganzen Saales erregte.

„Ich habe unsern Dictator heute gesehen," sagte Danton. „Man wollte uns aussöhnen."

„Wo habt Ihr Euch getroffen?"

„Bei ihm; ich mußte die drei Stockwerke des Unbestechlichen hinaufsteigen."

„Und was habt Ihr Euch gesagt?"

„Ich kenne den ganzen Haß, den der Ausschuß gegen mich hege, doch ich fürchte ihn nicht. Er antwortete mir, ich habe Unrecht, man führe nichts Schlimmes gegen mich im Schilde, doch man müsse sich erklären."

„Sich erklären! sich erklären! das ist gut bei redlichen Leuten."

„Das ist es gerade, was ich ihm erwiederte; da preßten sich seine Lippen zusammen, seine Stirne faltete sich, und ich fuhr fort; „„Man muß allerdings die Royalisten unterdrücken, doch man muß nur nütz-

liche Streiche führen und nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen vermengen."" — „„Ei! wer hat Ihnen gesagt, man habe einen Unschuldigen sterben lassen?"" entgegnete er mit Bitterkeit. — „„Was sagst Du dazu? nicht ein Unschuldiger ist gestorben!"" rief ich, indem ich mich an Hérault de Séchelles wandte, der bei mir war; und ich ging ab."

„Und Saint-Just war auch dort?"

„Ja."

„Was sagte er?"

„Er strich mit seiner Hand durch seine schönen schwarzen Haare und ordnete von Zeit zu Zeit den Knoten seiner Halsbinde nach dem von Robespierre."

Der Nachbar von Marceau, der seinen Kopf auf seine beiden Hände stützte, bebte und ließ jenes Pfeifen hören, das zwischen den zusammengepreßten Zähnen eines Menschen, der sich bewältigt, durchgeht; Marceau gab nicht Acht darauf und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Danton und seine Freunde.

„Der Muscadin!" sagte Camille Desmoulins von Saint-Just sprechend, „er schätzt sich so hoch, daß er seinen Kopf mit Ehrfurcht auf den Schultern trägt, wie ein heiliges Sacrament."

Der Nachbar von Marceau that seine Hände auseinander; dieser erkannte das sanfte, schöne Gesicht von Saint-Just, der bleich vor Zorn.

„Und ich," sprach Saint-Just, indem er sich in seiner ganzen Höhe aufrichtete, „ich, Desmoulins, werde Dich den Deinigen tragen machen, wie ein heiliger Dionysius."

Er drehte sich um, man trat auf die Seite, um ihn passiren zu lassen, und er ging vom Balcon weg.

„Ei! wer wußte, daß er so nahe war?“ rief Danton lachend. „Bei meiner Treue, das Paquet ist an seine Adresse gekommen.“

„Ah! sprich!“ sagte Philippeaux zu Danton, „hast Du das Pamphlet von Laya gegen Dich gelesen?“

„Wie! Laya macht Pamphlete? er soll den Freund der Gesetze aufs Neue machen, ich wäre begierig, ihn zu lesen, — das Pamphlet versteht sich.“

„Hier ist es,“ sagte Philippeaux. Und er reichte ihm eine Brochure.

„Ei! er hat, bei Gott! unterzeichnet. Er weiß also nicht, daß man ihm, flüchtet er sich in meinen Keller, den Hals abschneidet . . . St! st! der Vorhang geht auf.“

Das St! dehnte sich durch den ganzen Saal aus; ein junger Mann, der nicht bei der Verschwörung war, setzte indessen ein Privatgespräch fort, obgleich die Schauspieler auf der Bühne standen. Danton streckte den Arm aus, berührte seine Schulter mit der Fingerspitze und sagte zu ihm mit einer Höflichkeit, an der eine leichte Färbung von Ironie nicht zu verkennen war:

„Bürger Arnault, laß mich hören, als ob man Marius in Minturnä spielen würde.“

Der junge Autor hatte zu viel Geist, um einer in solchen Worten ausgesprochenen Bitte kein Gehör zu schenken; er schwieg, und die vollkommenste Stille erlaubte eine der schlechtesten Expositionen, die es auf dem Theater gegeben hat, zu hören, die vom Tode Cäsars.

Es war aber augenscheinlich, daß trotz dieses

Stillschweigens, kein Mitglied der von uns bezeichneten kleinen Verschwörung, den Grund, warum es gekommen, vergessen hatte; Blicke tauschten sich aus, Zeichen kreuzten sich und wurden häufiger, so wie sich der Schauspieler der Stelle näherte, welche die Explosion hervorrufen sollte. Danton sagte leise zu Camille: „Es ist in der dritten Scene." Und er wiederholte die Verse zugleich mit dem Schauspieler, als wollte er seinen Vortrag beschleunigen. Als die kamen, welche ihnen vorangehen:

César, nous attendions de ta clémence auguste
Un don plus précieux, une faveur plus juste,
Au-dessus des états donnés par ta bonté.

César.

Qu'oses tu demander, Cimber?

Cimber.

La liberté*)!

wurden sie mit drei Beifallssalven empfangen.

„Das geht gut," sagte Danton; und er stand halb auf.

Talma begann.

---

*) Cäsar, wir erwarteten von deiner hohen Huld ein kostbarer Geschenk, eine gerechtere Gunstbezeigung über den Staaten, die deine Güte uns gegeben. — Cäsar — Was erkühnst du dich zu fordern Cimber? — Cimber. — Die Freiheit.

Oui, que César soit grand, mais que Rome soit libre*).

Danton stand ganz auf, schaute rings umher mit dem Blicke eines Herrführers, der sich versichern will, daß Jeder auf seinem Posten ist, als plötzlich seine Augen sich auf einen Punkt des Saales hefteten; das Gitter einer Parterreloge war emporgegangen; Robespierre streckte im Schatten seinen spitzigen, bleichen Kopf hervor. Die Augen der zwei Feinde waren sich begegnet und konnten sich nicht mehr von einander losmachen; es lag in denen von Robespierre die ganze Ironie des Triumphes, der ganze Uebermuth der Sicherheit. Zum ersten Male fühlte Danton einen kalten Schweiß über seinen ganzen Körper laufen; er vergaß das Signal, das er geben sollte; die Verse gingen ohne Beifall und ohne Murren vorüber, er fiel besiegt nieder: das Gitter der Parterreloge wurde aufgehoben, und Alles war geschehen. Die Guillotineurs behielten die Oberhand über die Septembriseurs; 93 verblendete 92.

Marceau, dessen befangener Geist sich mit etwas ganz Anderem als dem Trauerspiele beschäftigte, war vielleicht der Einzige, der, ohne sie zu begreifen, diese Scene sah, welche nur ein paar Secunden dauerte; er hatte indessen Zeit, Robespierre zu erkennen; unverzüglich stürzte er aus dem Balcon fort und kam noch früh genau, um ihm im Corridor zu begegnen.

---

*) Ja, Cäsar sei groß, doch Rom sei frei.

Robespierre war ruhig und kalt, als ob nichts vorgefallen wäre. Marceau trat vor ihn und nannte sich. Robespierre reichte ihm die Hand: einer ersten Bewegung nachgebend, zog Marceau die seinige zurück. Ein bitteres Lächeln schwebte über die Lippen von Robespierre.

„Was wollen Sie denn von mir?“ fragte er ihn.

„Eine Unterredung von ein paar Minuten.“

„Hier oder bei mir?“

„Bei Dir.“

„So komm.“

Und diese zwei Männer, deren Gemüthsbewegungen so verschiedenartig, gingen neben einander: Robespierre gleichgültig und kalt; Marceau begierig und aufgeregt.

Das war also der Mann, der das Schicksal von Blanche in seinen Händen hielt, der Mann, von dem er so viel hatte reden hören, dessen Unbestechlichkeit allein offenkundig war, dessen Popularität aber als ein Problem erscheinen mußte. In der That, er hatte, um sie sich zu erwerben, keines von den Mitteln angewandt, welche von seinen Vorgängern gebraucht worden waren. Er besaß weder die hinreißende Beredtsamkeit von Mirabeau, noch die väterliche Festigkeit von Bailly, noch das erhabene Ungestüm von Danton, noch die sprachfertige Unflätigkeit von Hébert: arbeitete er für das Volk, so geschah es insgeheim und ohne dem Volke davon Rechenschaft zu geben. Unter der allgemeinen Nivellirung der Sprache und der Tracht hatte er seine höfliche Sprache und

seine elegante Tracht beibehalten*); so viel sich endlich die Anderen Mühe gaben, sich mit der Menge zu vermischen, eben so viel schien er sich zu geben, um sich über derselben zu halten; und man begriff mit dem ersten Blicke, daß dieser Mensch für die Menge nur ein Idol oder ein Opfer sein konnte: er war das eine und wurde das andere.

Sie kamen an: eine schmale Treppe führte sie zu einem im dritten Stocke liegenden Zimmer; Robespierre öffnete es: eine Büste von Rousseau, ein Tisch, auf welchem der Contral social und der Emile offen lagen, eine Commode und ein paar Stühle bildeten das ganze Mobiliar dieses Zimmers. Nur herrschte überall die größte Reinlichkeit.

Robespierre sah, welche Wirkung dieser Anblick auf Marceau hervorbrachte.

„Das ist der Palast von Cäsar,“ sagte er lächelnd zu ihm; „was haben Sie vom Dictator zu erbitten?“

„Die Begnadigung meiner von Carrier verurtheilten Frau.“

---

*) Der gewöhnliche Anzug von Robespierre ist so bekannt, daß er fast sprüchwörtlich geworden. Am 20. Prairial, dem Festtage des Höchsten Wesens, dessen Oberpriester er war, erschien er bekleidet mit einem hellblauen Fracke, einer gestickten Mousselineweste mit einem rosa Futter; eine Hose von schwarzem Atlaß, weiße seidene Strümpfe und Schuhe mit Schnallen vervollständigten dieses Costume. In derselben Kleidung trug man ihn aufs Schaffot.

„Deine Frau von Carrier verurtheilt! Die Frau von Marceau dem Republicaner der alten Tage! dem Soldaten von Sparta! Was macht er denn in Nantes?"

„Grausamkeiten."

Marceau entwarf ihm nun das Gemälde, das wir dem Leser vor Augen gestellt haben. Robespierre rückte während dieser Erzählung auf seinem Stuhle hin und her, ohne ihn zu unterbrechen; Marceau schwieg endlich.

„So wird man mich also immer verstehen," sagte Robespierre mit einer heiseren Stimme, denn die innere Aufregung, die er erlitten, genügte, um diese Veränderung in seiner Stimme zu bewerkstelligen, „überall, wo meine Augen nicht sind, um zu sehen, und meine Hand, um ein unnöthiges Blutbad zu hemmen. Es gibt doch genug Blut, welches zu vergießen unerläßlich ist, und wir sind noch nicht beim Ende."

„Nun wohl! Robespierre, die Begnadigung meiner Frau!"

Robespierre nahm ein weißes Blatt Papier.

„Ihr Mädchenname?"

„Warum?"

„Er ist mir nothwendig, um ihre Identität darzuthun."

„Blanche von Beaulieu."

Robespierre ließ die Feder fallen, die er in der Hand hielt.

„Die Tochter des Marquis von Beaulieu? des Anführers der Räuber?"

„Blanche von Beaulieu, die Tochter des Marquis von Beaulieu."

„Und wie kommt es, daß sie Deine Frau ist?"

Marceau erzählte ihm Alles.

„Junger Thor! junger Wahnsinniger!" rief Robespierre, „mußtest Du . . .?"

Marceau unterbrach ihn:

„Ich verlange von Dir weder Beleidigungen, noch Rathschläge; ich verlange ihre Begnadigung, willst Du sie mir geben?"

„Marceau, werden Dich die Familienbande, der Einfluß der Liebe nie hinreißen, daß Du zum Verräther an der Republik wirst?"

„Nie!"

„Wenn Du Dich mit den Waffen in der Hand dem Marquis von Beaulieu gegenüber fändest?"

„Ich würde mich mit ihm schlagen, wie ich es schon gethan habe."

„Und wenn er in Deine Hände fiele?"

Marceau überlegte einen Augenblick.

„Ich würde ihn Dir zuschicken, und Du wärest selbst sein Richter."

„Du schwörst mir das?"

„Bei meiner Ehre!"

Robespierre nahm wieder seine Feder.

„Marceau, Du hast das Glück gehabt, Dich rein in Aller Augen zu erhalten: längst kenne ich Dich, längst wünschte ich Dich zu sehen."

Die Ungeduld von Marceau wahrnehmend, schrieb er die drei ersten Buchstaben seines Namens, dann hielt er an.

„Höre," sagte er, indem er Marceau fest anschaute:

„ich bitte Dich nun auch um fünf Minuten; ich gebe Dir eine ganze Existenz für fünf Minuten: das ist gut bezahlt.“

Marceau bedeutete durch ein Zeichen, er höre. Robespierre fuhr fort:

„Man hat mich bei Dir verleumdet, Marceau; und dennoch bist Du Einer von den seltenen Menschen, von denen ich gekannt zu sein wünsche; denn was liegt mir am Urtheile derjenigen, welche ich nicht schätze? Höre also: drei Versammlungen haben nach und nach die Geschicke Frankreichs in Gährung gebracht, sich in einem Menschen zusammengedrängt, und die Sendung vollführt, mit der sie das Jahrhundert betraut hatte: die Constituirende Versammlung, repräsentirt durch Mirabeau, hat den Thron erschüttert; die Gesetzgebende Versammlung, in Danton verkörpert, hat ihn umgestürzt. Das Werk des Conventes ist ungeheuer, denn es muß vollends niederreißen, um wiederaufzubauen. Ich habe da einen hohen Gedanken: den, der Typus dieser Epoche zu werden, wie Mirabeau und Danton jeder der Typus der seinigen gewesen ist; es wird in der Geschichte des französischen Volkes drei Männer geben, repräsentirt durch drei Zahlen: 91, 92, 93. Gönnt mir das höchste Wesen die Zeit, mein Werk zu vollenden, so wird mein Name über allen Namen sein: ich werde mehr gethan haben, als Lykurg bei den Griechen, als Numa in Rom, als Washington in America; denn Jeder von ihnen hatte nur ein entstehendes Volk zu pacificiren, und ich, ich muß eine gealterte Gesellschaft regeneriren. Falle ich, — mein Gott, erspare mir eine Blasphemie gegen Dich in

meiner letzten Stunde . . . Falle ich vor der erforderlichen Zeit, so wird mein Name, der nur die Hälfte von dem, was er zu thun hatte, erfüllt haben wird, den blutigen Flecken behalten, den die andere Hälfte getilgt hätte; die Revolution wird mit ihm fallen, und Beide werden verleumdet sein . . . Das ist es, was ich Dir zu sagen hatte, Marceau, denn es sollen in allen Fällen einige Menschen meinen Namen lebendig und rein in ihrem Herzen bewahren wie die Flamme der Lampe im Tabernakel, und Du bist einer von diesen Menschen."

Er schrieb vollends seinen Namen.

„Hier ist die Begnadigung Deiner Frau . . . Du kannst abgehen, sogar ohne mir die Hand zu geben."

Marceau nahm seine Hand und drückte sie kräftig; er wollte sprechen, doch es waren zu viel Thränen in seiner Stimme, als daß er ein Wort artikuliren konnte, und Robespierre sagte zuerst zu ihm:

„Auf! Du mußt gehen, es ist kein Augenblick zu verlieren; auf Wiedersehen!"

Marceau eilte nach der Treppe; der General Dumas stieg gerade herauf, als er hinabstieg.

„Ich habe ihre Begnadigung!" rief Marceau, indem er sich seinem Freunde in die Arme warf; „ich habe ihre Begnadigung; Blanche ist gerettet!"

„Wünsche mir auch Glück," erwiederte Dumas; „ich bin so eben zum Obergeneral der Alpenarmee ernannt worden, und ich komme, um Robespierre hiefür zu danken."

Sie umarmten sich, Marceau stürzte auf die Straße und lief nach der Place du Palais-Egalité,

wo ihn sein Wagen erwartete, bereit, mit derselben Geschwindigkeit zurückzukehren, mit der er den General gebracht hatte.

Um welche Last war sein Herz erleichtert! Welches Glück harrte seiner! Welche Seligkeiten nach so viel Schmerzen! Seine Einbildungskraft versenkte sich in die Zukunft; er sah den Augenblick, wo er von der Schwelle des Kerkers seiner Frau zurufen würde: „Blanche, Du bist frei durch mich! komm, Blanche, und Deine Liebe und Deine Küsse mögen die Schuld des Lebens bezahlen!"

Von Zeit zu Zeit durchzuckt indessen eine unbestimmte Unruhe seinen Geist, ein plötzlicher Schauer ergreift sein Herz; da treibt er die Postillons an, verspricht Gold, verschwendet es, und verspricht noch mehr; die Räder fliegen über das Pflaster hin, die Pferde verschlingen den Weg, und dennoch findet er, sie kommen kaum vorwärts! Ueberall sind die Relais bereit: kein Verzug; Alles scheint die Aufregung, die ihn quält, zu theilen. In ein paar Stunden hat er Versailles, Chartres, le Mans, la Flèche hinter sich gelassen; er erblickt Angers; plötzlich fühlt er einen entsetzlichen Stoß; der umgeworfene Wagen geht in Stücke; er steht gequetscht, blutig auf, durchschneidet mit einem Säbelhiebe die Stränge, die das eine von den Pferden festhalten, schwingt sich rasch auf dasselbe, erreicht die erste Post, nimmt hier einen Renner und setzt seinen Ritt mit noch größerer Geschwindigkeit fort.

Endlich hatte er Angers durchflogen, er erblickt Ingrande, erreicht Varades, läßt Ancenis hinter sich; sein Pferd trieft von Schweiß und Blut. Er

erschaut Saint-Donatien, dann Nantes! Nantes! das seine Seele, sein Leben, seine Zukunft enthält! Noch ein paar Augenblicke, und er wird in der Stadt sein, er hat ihre Thore erreicht: sein Pferd stürzt vor dem Gefängnisse des Bouffays nieder; er ist an Ort und Stelle; was liegt daran!

„Blanche! Blanche!"

„Zwei Karren sind so eben aus dem Gefängnisse abgegangen," antwortet der Kerkermeister; „sie ist auf dem ersten."

„Fluch!" schreit Marceau.

Und er stürzt mitten durch das Volk fort, das sich drängt, das nach dem großen Platze läuft; er holt den letzten von den zwei Karren ein; Einer von den Verurtheilten erkennt ihn.

„General, retten Sie sie . . . ich habe es nicht vermocht, und ich bin ergriffen worden . . . Es lebe der König! es lebe die gute Sache!"

Das war Tinguy.

„Ja! ja!" erwiedert Marceau.

Und er öffnet sich einen Weg; die Menge drängt, preßt ihn, reißt ihn aber fort; er kommt mit ihr auf den großen Platz; er ist vor dem Schaffot: er schwingt sein Papier in der Luft und ruft:

„Gnade! Gnade!"

In diesem Augenblicke faßte der Henker bei seinen langen blonden Haaren den Kopf eines Mädchens und bot dem Volke dieses häßliche Schauspiel; die Menge wandte sich mit Schrecken ab, denn sie glaubte den Kopf Blutwogen ausspeien zu sehen! . . . Plötzlich macht sich mitten unter dieser stummen Menge ein Wuthschrei hörbar, in welchem sich alle

menschlichen Kräfte erschöpft zu haben scheinen: Marceau hatte zwischen den Zähnen dieses Kopfes die rothe Rose erkannt, die er der jungen Vendeerin geschenkt.

Ende.

